

## **Grenzfriedensbund**

Anschrift: Hafendamm 15, 24937 Flensburg Geschäftsführerin: Ingrid Schumann Sprechzeit: Montag bis Freitag 9.30-12.00 Uhr Fernsprecher (04 61) 2 67 08 Außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 3 52 49

Beitrag: 20 DM für Einzelmitglieder, 40 DM für Verbände, Schulen usw.

Bankkonten: Stadtparkasse Flensburg 2 001 020 (BLZ 215 500 50)

Sparkasse NF Husum 13 862 (BLZ 217 500 00)

Postgiroamt: Hamburg 114 07-206 (BLZ 200 100 20)

## WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

*Henrik Skov Kristensen/**Matthias Scharf/*

Harrislee - eine „Station auf dem Weg in die Hölle“.....96

*Henrik Becker-**Christensen*

Die Minderheitenfrage

in europäischer Perspektive.....125

*Holger Vajen*

Von der Grenzregion

zur Kooperationsregion.....132

Umschau ab Seite 194

Die Grenzfriedenshefte werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.  
Sie erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.

Einzelheft 6,- DM.

Die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte:

Dr. Jörn-Peter Leppien, Hedwig-Marggraff-Str. 21, 24955 Harrislee  
Dr. Matthias Scharl, Friedrichstal 55, 24939 Flensburg  
Artur Thomsen (verantwortlich), Flolstengang 4, 24937 Flensburg  
Kednkptionsanschrift: Hafendamm 15, 24937 Flensburg

Satz/erstellung: Satzkontor CICERO GmbH - Am Sophienhof 9, 24941 Flensburg  
I Jriiek: Harry Jung - Am Sophienhof 9, 24941 Flensburg

# Harrislee - eine „Station auf dem Weg in die Hölle“

Die Deportation dänischer Gefangener aus dem Internierungslager Frøslev in deutsche Konzentrationslager 1944/45

von *HENRIK SKOV KRISTENSEN* und *MATTHIAS SCHARTL*

## 1. Einführung

Vom 16. September 1944 bis zum 16. Februar 1945 wurden etwa 1600 Menschen aus dem dänischen Polizeigefangenenlager Frøslev über den kleinen Bahnhof in Harrislee in deutsche Konzentrationslager verfrachtet. Etwa 400 von ihnen fanden den Tod. Für die Häftlinge war Harrislee „die erste Station auf dem Weg in die Hölle“<sup>1</sup>. Hier wurden sie in Vieh waggons getrieben, und auf den menschenunwürdigen Transporten begegneten sie zuerst der grausamen Wirklichkeit des deutschen KZ-Wesens. In der Erinnerung der Häftlinge von Frøslev spielt Harrislee daher eine besondere Rolle.

In Dänemark ist die Geschichte des Lagers Frøslev, aber auch die acht bis zum Februar 1945 durchgeführten Deportationsaktionen durch wissenschaftliche Untersuchungen und zahlreiche schriftliche Zeitzeugenberichte, die die Grundlagen des folgenden Beitrags bilden, dokumentiert. In Deutschland ist darüber bisher jedoch nur wenig bekannt geworden, vor allem lagen bei uns bisher weder Kenntnisse darüber vor, wie die Transporte organisiert waren noch welche Wege dabei beschritten wurden.

Die Errichtung des Polizeigefangenenlagers Frøslev war ein Ergebnis der besonderen besatzungspolitischen Verhältnisse in Dänemark. Unmittelbar nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Dänemark am frühen Morgen des 9. April 1940 im Zuge der Operation „Weserübung“, dem Angriff auf Norwegen, entschied die dänische Regierung, sich jeglicher Verteidigung zu enthalten<sup>2</sup>. Der „Blitzangriff“<sup>1</sup> des übermächtigen Nachbarn ließ sich mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln ohnehin nicht aufhalten. Im Verteidigungsfall jedoch hätten schwerste Kriegszerstörungen in Kauf genommen werden müssen. Die dänische Regierung blieb sogar im Amt. Dafür garantierte die deutsche Seite Souveränitätsrechte, so daß ein gewisser Spielraum bei der Wahrung der eigenen Interessen verblieb.

Die deutsche Besetzung war eine sogenannte „Friedensbesetzung“. Dies hatte zur Folge, daß Deutschland Dänemark weiterhin als neutrale Nation formell anerkannte, mit der es sich nicht im Kriegszustand befand. Aus diesem Grund wurde keine deutsche Verwaltung in Dänemark aufgebaut.

Die gesetzlichen, verfassungsmäßigen dänischen Organe konnten weiterwirken, es gab jedoch Einschränkungen. Die dänische Regierung nahm - natürlich unter dem Druck der deutschen Besatzung - das „Angebot“ in der Hoffnung an, Dänemark mit so wenig Schaden wie möglich durch den Krieg zu bringen, und in dem Maße, wie die Regierung mehr oder weniger freiwillig nachgab, stieg die Unzufriedenheit in Teilen der Bevölkerung an.

Im August 1943 kam es in mehreren dänischen Städten zu Unruhen. Die dänische Regierung trat zurück, nachdem sie sich deutschen Forderungen nach der Todesstrafe für Sabotageaktionen gegen die Wehrmacht gegenübergestellt sah. Dieser Rücktritt wird oft als der Zusammenbruch der „Verhandlungs- oder Kooperationspolitik“ bezeichnet. Danach habe eine Art Kriegszustand zwischen Dänemark und Deutschland geherrscht. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit, denn anstelle der Regierung übernahmen Beamte der Kopenhagener Zentralverwaltung die Rolle als Verhandlungspartner der Besatzungsmacht, und dieses „Departementchefstyre“ (Staatssekretärregierung) hielt enge Verbindung zu dänischen Politikern. Deutscherseits aber hielt man an der Fiktion von Dänemarks Neutralität und Souveränität fest.

Dennoch begannen die Deutschen ab Herbst 1943 damit, dänische Staatsbürger, Polizeibeamte, Widerstandskämpfer und Juden in Zuchthäuser und Konzentrationslager nach Deutschland zu deportieren. Die dänischen Behörden protestierten vehement. Gleichzeitig begannen Verhandlungen mit dem deutschen „Reichsbevollmächtigten“ in Dänemark, Dr. Werner Best, mit dem Ziel, ein Internierungslager für die politischen Widersacher auf dänischem Boden zu errichten. Anfänglich war dabei auch geplant, die schon deportierten Dänen wieder zurückzuführen, und natürlich sollten weitere Deportationen verhindert werden.

Zum Jahreswechsel 1943/44 waren die dänischen Bemühungen erfolgreich, und im Frühjahr begannen die Vorbereitungen zur Errichtung eines Lagers bei Frøslev in der Nähe von Padborg. Die Deutschen hatten nämlich die Forderung erhoben, daß dieses Lager unmittelbar an der Grenze liegen sollte, so daß man bei einer eventuellen alliierten Invasion Dänemarks die Gefangenen ohne große Schwierigkeiten nach Deutschland überführen konnte. Bauherr des „Polizeigefangenenlagers“ Frøslev war die deutsche Besatzungsmacht, aber die finanziellen Mittel wurden vom dänischen Staat bereitgestellt.

Am 13. August 1944 erreichten die ersten etwa 850 Häftlinge das Internierungslager in Frøslev. In den folgenden neun Monaten machten ca. 12.000 Gefangene „Bekantschaft“ mit dem Lager, das zu recht als das „merkwürdigste Konzentrationslager der Welt“ bezeichnet worden ist.

Daß die kleine, an der deutsch-dänischen Grenze gelegene Gemeinde Harrislee im Rahmen dieser widerrechtlichen Deportationen eine zentrale Rolle spielte, hing vor allem damit zusammen, daß die dänischen Bahnbeamten durch eine Protestaktion versuchten, den ersten Transport von Frøslev nach Neuengamme am 16. September 1944 zu verhindern. Schon als die ersten Polizeigefangenen wenige Wochen zuvor aus dem auf Seeland gelegenen Internierungslager Florsørød nach Frøslev transportiert wurden, hatte das dänische Eisenbahnpersonal gestreikt. Somit stand der Bahnhof Padborg nicht zu Verfügung. Um weiteren dänischen Protesten vorzubeugen, wählte die deutsche Sicherheitspolizei deshalb die nur ca. sechs Kilometer vom Lager Frøslev entfernt liegende Bahnstation Harrislee. Der kleine, damals noch existierende Bahnhof erwies sich durch seine Randlage im Westen des Ortes für derartige Aktionen als äußerst günstig.

Trotzdem können die Deportationen nicht im Verborgenen stattgefunden haben. Die dänischen Eisenbahnerproteste werden auch südlich der Grenze bekannt geworden sein, das deutsche Bahnhofspersonal war an den Deportationen von Amts wegen beteiligt. Es ist auch davon auszugehen, daß die acht, sich oft über Stunden hinziehenden Verladeaktionen von Bewohnern beobachtet worden sind und sich herumgesprochen haben. Aus Berichten von Überlebenden wissen wir schließlich, daß Wachmannschaften und Häftlinge auch mit Bauern aus der Umgebung in Kontakt kamen, die den Häftlingen Heu oder Stroh für die Viehwaggons verkauften.

In Harrislee jedoch erinnert sich kaum jemand an diese Ereignisse, mit denen sich der Ort 1944/45 unversehens konfrontiert sah. Ein Ziel der im folgenden abgedruckten Dokumentation ist es deshalb, dieses vergessene Kapitel aus der jüngeren Gemeindegeschichte bekannt zu machen. Die Mitarbeiter der zu diesem Zweck gegründeten Arbeitsgruppe, der Anke Sporendonk, Ludwig Hecker, Dr. Henrik Skov Kristensen (Leiter des Museet for Frøslevlejren), Dr. Jörn-Peter Leppien (GFH) und Dr. Matthias Scharlt (GFH - Leiter des Kreisarchivs Schleswig-Flensburg) angehören, wollen damit auch eine öffentliche Diskussion darüber anregen, wie in der Gemeinde an den hier vor 50 Jahren beginnenden Leidensweg der Häftlinge aus dem dänischen Internierungslager Frøslev erinnert werden kann<sup>3</sup>.

## 2. Das Polizeigefangenenlager Frøslev

### *Wachmannschaften und Lagerleitung*

Wie schon erwähnt wurde das Lager Frøslev am 13. August 1944 mit etwa 850 Gefangenen aus dem Internierungslager Horserød auf Nordseeland in Betrieb genommen<sup>4</sup>. Mit den Häftlingen kam auch die deutsche Lagerkommandantur aus Horserød sowie dort tätige dänische Strafvollzugsbeamte. Es war den dänischen Behörden nämlich gelungen, die Deutschen davon zu überzeugen, daß dänische Vollzugsbeamte den Lagerbetrieb in Frøslev erleichtern könnten. Deren Präsenz in Frøslev kann in ihrer Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die dänischen Vollzugsbeamten waren verantwortlich für die Verpflegung, die medizinische Versorgung und für andere Versorgungsleistungen der Häftlinge. Das Personal des Strafvollzugs war in einer Baracke außerhalb des eigentlichen Lagerterritoriums einquartiert, ihre Hauptbeschäftigung im Lager selbst fanden sie in der Lagerküche und im Depot.

Der Lagerkommandant, der ebenfalls aus Horserød mitgekommen war, hieß Philipp Hillgärtner, er war SS-Sturmbannführer. Außer ihm umfaßte die deutsche Kommandantur etwa 20 weitere SS-Männer. Die Aufsicht über die Häftlinge und die innere Lagerleitung wurde von ca. 30 deutschen Schutzpolizeimeistern geleistet. Diese gehörten der deutschen Ordnungspolizei an. Die Bewachung des Lagers lag darüber hinaus in den Händen von ein bis zwei Wehrmachtskompanien, deren Mitglieder hier u.a. ihre Kriegsverletzungen auskurieren. Es waren ca. 150 bis 300 deutsche Soldaten, zu deren Hauptaufgaben die Bedienung der Maschinengewehre in den sechs Wachtürmen zählte.

Der unmittelbare Vorgesetzte des Lagerkommandanten war der Führer der deutschen Sicherheitspolizei in Dänemark, SS-Obersturmbannführer und Oberst der Polizei Otto Bovensiepen. Dieser erließ die Richtlinien für den Betrieb des „Polizeigefangenenlagers Frøslev“, wie es offiziell genannt wurde.

### *Gefangenenselbstverwaltung*

Auch im Lager Frøslev konnten die Häftlinge auf Wunsch der Deutschen im begrenzten Umfang Selbstverwaltungsaufgaben wahrnehmen. Dieser Begriff, den wir nur allzu gut aus den deutschen Konzentrationslagern kennen, hat dort jedoch einen bitteren Beigeschmack: Ein „Lagerältester“ wurde unter den Gefangenen ausgesucht, es wurden „Vorarbeiter“ usw. ernannt. Diese leitenden Gefangenen hatten die Aufgabe, unter den Mitgefangenen für „Recht und Ordnung“ zu sorgen und sie bei der Arbeit zu überwachen. Im Lager Frøslev entwickelte sich diese Gefangenenselbstverwaltung jedoch niemals zu der furchtbaren Hierarchie, die wir aus den anderen Konzentrationslagern kennen. Im Gegenteil: Die dänische Lagerleitung fungierte als effektiver Schutzschild gegenüber der deutschen La-

gerkommandantur. Dies hat im wesentlichen drei Ursachen:

Erstens gab es nie einen Mangel an Lebensmitteln und deshalb fehlten die Voraussetzungen für einen Überlebenskampf unter den Häftlingen, In den deutschen Konzentrationslagern war es hingegen die Regel, daß die „Prominenten“ in der Gefangegenhierarchie ihre Stellung zum eigenen Vorteil auf Kosten der Mitgefangenen ausnutzten.

Zweitens wurden die Häftlinge in Frøslev nie in unterschiedliche Kategorien aufgeteilt, wie dies in den Konzentrationslagern alltäglich war. Die Unterscheidung in „Politische“ (rotes Dreieck), „Kriminelle“ (grünes Dreieck), „Asoziale“ (schwarzes Dreieck) usw. hatte zur Folge, daß die Deutschen die einzelnen Kategorien gegeneinander ausspielen konnten - und oft war der Machtkampf untereinander gnadenlos und blutig. Nicht selten fand dieser Kampf zwischen den stärksten Gruppen statt, den „Politischen“ und den „Kriminellen“, und dort, wo die „Kriminellen“ den Sieg davon trugen, waren die Verhältnisse besonders schlimm. Hinzu kam auch, daß im Lager Frøste v keine anderen Nationalitäten vertreten waren. Die Vielfalt der Nationalitäten in den Konzentrationslagern war oft Anlaß für Streit unter den Häftlingen, der dann auch noch zum Teil von der deutschen Lagerleitung provoziert worden war.

Drittens und entscheidend für die Sonderverhältnisse im Lager Frøslev war der Standort des Lagers in Dänemark, wo die deutsche Besatzungspolitik im Vergleich mit anderen deutsch besetzten Ländern vergleichsweise milde war.

Die Gefangenen selbstverwaltung in Frøslev entwickelte sich zu einer bemerkenswerten und effektiven Organisation, deren Ziel es war, die Deutschen aus dem den Häftlingen unterstehenden Verantwortungsbereich hinauszu drängen. Der dänische Lagerälteste seit dem 15. September 1944 bis zum Mai 1945, Povl Martin Digmann, hat geschätzt, daß die Häftlinge innerhalb nur weniger Monate ca. 90 Prozent des gesamten Lagerbetriebs kontrollierten.

Von ihm stammt auch eine Beschreibung der Gefangenenorganisation vom März 1945, als etwa 3000 Häftlinge im Lager interniert waren. Zu diesem Zeitpunkt umfaßte die Gefangenenorganisation eine Art „Ältestenrat“, der sich aus dem „Lagerältesten“ und den „Barackenältesten“ zusammensetzte. Dieser wurde „Sognerådet“ (Gemeinderat) genannt. Hier wurden täglich Fragen von Interesse für die Häftlinge erörtert, z. B. wie man sich gegenüber den zahlreichen und oft widersprüchlichen deutschen Anordnungen verhalten sollte. Der „Sognerådet“ besaß auch erheblichen Einfluß auf die Entwicklung und den Betrieb der verschiedenen Arbeits- und Dienstleistungen wie den gut funktionierenden Gesundheitsdienst für die Gefangenen unter der Leitung von Ärzten, eine Büche-

rei, die natürlich von der deutschen Kommandantur zensiert wurde oder eine Schneider- und eine Schuhmacherwerkstatt.

### *Proteste*

Der erste ernste Zwischenfall im Lager Frøslev, zu dem die Gefangenen-selbstverwaltung Stellung nehmen mußte, ereignete sich am 11. September 1944. Ein junger Mann war unversehens in die von der deutschen Lagerleitung festgelegte drei Meter Sicherheitszone geraten, die um den Stacheldraht gezogen worden war. Ein offensichtlich nervöser deutscher Soldat in einem der Wachtürme schoß daraufhin mit der automatischen Waffe auf den Gefangenen, der auf der Stelle tot war. Dieser Todesfall, übrigens der einzige im Lager, empörte die Mitgefangenen in hohem Maße, und die Häftlingsführung wurde zu einer Sitzung einberufen. Das Protokoll dieser Sitzung zeigt beispielhaft das Dilemma der Selbstverwaltung: Einerseits mußte man, um den Respekt der Mitgefangenen nicht zu verlieren und diese zu beruhigen, gegen die deutsche Aktion protestieren; andererseits durfte der Protest nicht so hart formuliert werden, um ernsthaftere Repressalien gegen das Lager selbst zu verhindern. In dem aktuellen Fall „begnügte“ man sich damit, gegen den Zwischenfall zu protestieren. Man riet den Deutschen, die Sicherheitszone deutlicher zu markieren und fragte nach, wie nahe man dem Zaun kommen durfte. Mit Rücksicht auf die Familienangehörigen verlangte man zudem einen vollständigen Bericht in einer Pressemitteilung für die dänischen Zeitungen. Hingegen war man unschlüssig, ob es klug sei, die Entfernung des Wachtpostens zu fordern. Auch „besondere Aktionen“ wurden, ohne daß diese im Protokoll näher definiert worden wären, abgelehnt. Dies könnten beispielsweise Arbeitsniederlegungen gewesen sein.

Diese Reaktionen wurden von der Gefangenenleitung als moderat angesehen. Es gibt entsprechende, jedoch seltene Beispiele dafür, daß in deutschen Konzentrationslagern mutige und anständige Gefangene gegen die Tötung von Mithäftlingen protestiert haben. Die wohl „normalste“ deutsche Reaktion darauf war, daß der Kläger zur Strafe mindestens 25 Hiebe mit dem Stock erhielt.

Auch ein anderes Beispiel kann die gravierenden Unterschiede zwischen dem Lager Frøslev und den deutschen Konzentrationslagern verdeutlichen: Anfang November wurden 700 Häftlinge dazu abkommandiert, Panzergräben unmittelbar südlich der Grenze auszuheben. Die Häftlinge protestierten heftig, und die Gefangenenleitung machte gegenüber dem Lagerkommandanten geltend, daß dieser Befehl eine offenkundige Verletzung des Völkerrechts und der Haager Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen sei. Dänische Staatsbürger würden in einem

„Drittland“ dazu gezwungen, Panzergräben gegen Staaten zu errichten, gegen die Dänemark selbst keinen Krieg führte. Der deutsche Kommandant bekam einen längeren Wutanfall, als der Lagerälteste Povl Martin Digmann ihm den schriftlichen Protest überreichte. Doch wenige Tage später wurde die Arbeit eingestellt. Man kann davon ausgehen, daß diese Angelegenheit in allen anderen Lagern einen ganz anderen Verlauf genommen hätte. Sicher hätten die Deutschen dort härteste Zwangsmaßnahmen ergriffen, bis die Arbeit wieder aufgenommen worden wäre.

### *Haus- und Strafordnung*

Die Gefangenen versuchten beständig, die deutschen Repressalien, besonders diejenigen, die das ganze Lager trafen, zu verhindern. Die deutschen Strafvorschriften für Übertretungen der Lagerordnung waren in einer „Haus- und Strafordnung“ festgelegt. Diese Richtlinien waren so kompliziert und umfassend, daß es unmöglich war, sie alle zu befolgen. Dies wurde selbst von den „Polizeimeistern“ so gesehen, die viele Übertretungen demzufolge auch willentlich übersahen.

Die Sanktionen beinhalteten folgende Maßnahmen:

1. Deportation in ein deutsches Konzentrationslager,
2. Einzel- oder Dunkelhaft bei Wasser und Brot,
3. Entzug von Rechten und Freiheiten, zum Beispiel der Raucherlaubnis oder des Postempfangs.

Letztere Möglichkeit wurde sowohl individuell als auch kollektiv angewandt. Normalerweise blieb es aber bei Drohungen, dennoch gibt es Beispiele für alle genannten Strafmaßnahmen. Die Strafordnung sah zwar keine Prügelstrafe vor, und es gibt auch keine Beispiele dafür, daß Häftlinge in Frøslev auf diese Weise mißhandelt und entwürdigt wurden. „Normal“ jedoch war es auch, daß Häftlinge bei Verhören vor einer Lagereinweisung, bei Vernehmungen außerhalb des Lagers, aber auch während der Haft von der Sicherheitspolizei verprügelt worden sind.

### *Potemkinsche Kulisse*

Die wohl beeindruckendste Leistung der Gefangenenselbstverwaltung war die Organisation der täglichen Arbeit im Lager. Auch im Internierungslager in Frøslev galt der eiserne deutsche Grundsatz, daß alle arbeitsfähigen Häftlinge zu Arbeiten herangezogen wurden, während die Häftlinge natürlich darauf aus waren, so wenig wie möglich zu tun, es sei denn, daß der Einsatz für sie von Nutzen gewesen wäre. An dieser Stelle ist ein Zitat des „Lagerältesten“ Povl Martin Digmann angebracht: „Wir bauten durch methodische Planung eine riesige 'Potemkinsche Kulisse', die den Deutschen den Einblick in die wahren Lagerverhältnisse verwehrte. Nichts

wurde dem Zufall überlassen. Ein Netz von Halb- und Viertelwahrheiten, die alle den Anschein der Wahrscheinlichkeit hatten, wurden den deutschen Bewachern serviert, die zwar die Hohlheit dahinter ahnten, aber nur selten durch dieses Labyrinth von Verdrehungen und Verkehrungen hindurchblicken konnten.“

Digmann bezieht sich hier zweifellos auf das Phänomen der Lagerarbeit. Aus seinen gleichzeitigen Aufstellungen und Aufteilungen der Belegschaft, die wohlgerne dem deutschen Kommandanten vorgelegt und von ihm gutgeheißen wurden, erkennt man die merkwürdigsten Arbeitskommandos. Der deutsche Lagerkommandant hat zweifelsohne wohl etwas geahnt, aber auf dem Papier waren alle arbeitsfähigen Häftlinge beschäftigt. Somit hatte dieser gegenüber dem Führer der deutschen Sicherheitspolizei in Dänemark, Otto Bovensiepen in Kopenhagen, den Rücken frei. Die fehlende Intervention von Seiten des Lagerkommandanten kann auch daher rühren, daß die beiden einzigen Produktionsstätten des Lagers, die Tischlerei und die Metallwerkstatt, einigermaßen produktiv waren. Beide lieferten die hier hergestellten Güter ins Reich, in der Tischlerei waren es Fensterrahmen und Holzschuhe. Den Vertrieb der Waren übernahm übrigens ein Kaufmann namens Walter Laussen in Flensburg. Dieser entwickelte erhebliche Anstrengungen, um die billigen Arbeitskräfte im „KL-Frøslev“, wie er das Polizeigefangenenlager Frøslev in seiner umfassenden Geschäftskorrespondenz nach Deutschland und Dänemark nannte, auszunutzen.

Die Leistungsfähigkeit der Werkstätten hing offenbar auch damit zusammen, daß der Lagerkommandant die hier arbeitenden Häftlinge mit besonderen „produktivitätsfördernden Maßnahmen“ anspornte - so wird es jedenfalls berichtet. Dies waren z. B. extra Tabakzuteilungen.

Dank ihrer Monopolstellung beim Arbeitskräfteeinsatz wie auch bei der Arbeitsorganisation konnte die Gefangenenleitung einen großen Einfluß auf den Lagerbetrieb aufrecht erhalten. Diese Stellung hing im übrigen unmittelbar mit der Errichtung des Lagers zusammen. Die dänische Firma, die das Lager erbaut hatte, übergab nämlich nichts anderes als eine riesige „Bauschlamperei“. Nichts funktionierte, und da der Kommandant nach Ankunft der Häftlinge keine dänischen Arbeiter im Lager dulden wollte, konnten nur die Gefangenen selbst die Mängel beheben. Unter ihnen waren sehr kompetente Leute, u.a. Ingenieure, Handwerker usw.. Die Häftlinge gewannen dadurch eine Machtposition, die die Deutschen nie mehr aufbrechen konnten. Dasselbe gilt für andere Funktionen im Lager. Nur die Häftlinge verfügten über fähige Leute wie z.B. Ärzte, leitende Bürokräfte, Juristen - die Deutschen aber nicht. Diese mußten dann mehr oder weniger notgedrungen zusehen, wie die Gefangenen den

eigentlichen Lagerbetrieb organisierten.

### *Deportationen*

In einem ganz wesentlichen Punkt jedoch, nämlich bei den Deportationen aus dem Lager Frøslev, war die Gefangenenselbstverwaltung ohne jeglichen Einfluß. Vieles deutet darauf hin, daß dies auch außerhalb des Machtbereichs des deutschen Lagerkommandanten lag, denn die Befehle zur Deportation der Häftlinge in deutsche Konzentrationslager kamen offensichtlich aus Kopenhagen. Schon am 15. September 1944, also nur einen Monat nach der ersten Belegung des Lagers, verletzten die Deutschen die eigentlichen, mit der dänischen Staatssekretärregierung ausgehandelten Grundlagen, die zur Errichtung von „Frøslev“ geführt hatten. Bei einem sehr frühen Morgenappell wurden die Namen von ca. 200 Gefangenen aufgerufen. Die entsprechenden Personen wurden aufgefordert, einige wenige persönliche Gegenstände einzupacken, danach mußten sie von den Mitgefangenen Abschied nehmen. Wohin es gehen sollte, wurde ihnen nicht mitgeteilt. Dies war die erste Deportation von Gefangenen aus dem Polizeigefangenenlager Frøslev in ein Konzentrationslager in Deutschland, weitere Transporte folgten! Insgesamt wurden etwa 1600 Frøslev-Häftlinge deportiert, die meisten von ihnen in das Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg, während der letzte große Transport im Februar 1945 in das Konzentrationslager Dachau bei München führte. Die ständige Bedrohung der willkürlichen Deportation schwebte von nun an wie eine dunkle Wolke über Frøslev. Keiner mehr fühlte sich sicher. Unter den ersten Deportierten am 15. September 1944 befand sich auch der erste „Lagerälteste“ Roar Ploug.. Er starb einige Monate später in einem Außenkommando bei Porta in Westfalen.

Etwa 250 Deportierte kehrten nicht mehr lebend zurück. Trotzdem kann festgestellt werden, daß das Lager Frøslev in dänischen Augen ein Erfolg - wenigstens ein relativer Erfolg - war. Hätte es das Lager nicht gegeben, wäre sicherlich eine weitaus größere Zahl von Dänen in die deutschen Konzentrationslager verfrachtet worden. Die Unterbringung in Frøslev bedeutete zudem in der Regel eine Verzögerung der Deportation nach Deutschland. Das war nicht unwesentlich für die Überlebenschancen. Die Todesrate bei den ersten Deportationen lag zwar bei ca. 30 Prozent, sie wurde jedoch immer geringer, je später der Transport stattfand.

### 3. Das Konzentrationslager Neuengamme

„Das Konzentrationslager war das Fundament, auf dem das Dritte Reich

aufgebaut worden war. Ohne Konzentrationslager ist das Dritte Reich nicht zu denken.“ So bezeichnete der Rechtsanwalt C. Wessig als Verteidiger des angeklagten Lagerkommandanten von Neuengamme, Max Pauly, am 17. April 1946 das System der brutalen Unterdrückung und Vernichtung von Menschen zwischen 1933 bis 1945 in Deutschland<sup>6</sup>. Diese auf den ersten Blick wohl zutreffende Einschätzung darf indes nicht dazu führen, im Nationalsozialismus allein ein Unterdrückungssystem zu sehen. Verfolgt, bedroht und vernichtet wurden in erster Linie Minderheiten, politische Gegner sowie Menschen anderer Nationen und anderer Herkunft. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung indes stand hinter diesem System, tolerierte seine Politik auch gegenüber Andersdenkenden und ging den von den nationalsozialistischen Machthabern vorgezeichneten Weg bis zum bitteren Ende uneinsichtig mit, auch wenn manche auf den ihnen wohl kaum verborgen gebliebenen Terror eingeschüchtert reagierten und keinen Protest wagten. Selbst der 8. Mai 1945 konnte von den meisten nicht als Tag der Befreiung empfunden werden, wohl aber von den Hunderttausenden in die Konzentrationslager eingepferchten Menschen.

Gefangene in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern galten als billige Arbeitskräfte. Wenn sie infolge des kräftezehrenden Einsatzes unter dem menschenverachtenden Kommando der SS geschwächt und buchstäblich aufgebraucht waren, wurden sie kurzerhand beseitigt. Dies war auch in Neuengamme der Fall, wo Ende 1938 die SS in einer Ziegelei zunächst ein Außenlager des KZ Sachsenhausen errichtete mit dem anfänglichen Ziel einer großangelegten Klinkerproduktion zur Neugestaltung des Elbufers. Unter finanzieller Beteiligung des Hamburger Senats war die SS für die Beschaffung und den Einsatz der Arbeitskräfte verantwortlich. Im Frühjahr 1940 wurde Neuengamme zum eigenständigen Konzentrationslager erhoben.

Je weiter der Krieg fortschritt, desto mehr verwandelten sich die Konzentrationslager zu Orten systematischer Vernichtung und des Völkermords. Dies betraf auch die Häftlinge im Konzentrationslager Neuengamme, die im Rahmen der wirtschaftlichen Bestrebungen der SS seit der Jahreswende 1942/43 auch in den Rüstungswerkstätten eingesetzt wurden. Außerdem bestanden mehr als 80 Außenlager und Außenkommandos im gesamten norddeutschen Raum, in denen der Einsatz unter katastrophalen Lebensbedingungen im Rahmen von Aufräum- und Transportarbeiten, bei der Regulierung der Dove-Elbe, dem berüchtigten und menschenverachtenden Todeskommando, oder, wie in Husum-Schwesing und Ladelund<sup>7</sup>, beim Bau des vollkommen unsinnigen „Friesenwalls“ mit seinen Riegelstellungen erfolgte. Alles mußte ohne den Einsatz techni-

scher Hilfsmittel erledigt werden. Zusätzlich waren die Lagerinsassen den brutalen Schlägen der SS und oft auch der sog. „Kapos“ schutzlos preisgegeben.

Im Konzentrationslager Neuengamme wurden hauptsächlich ausländische Gefangene inhaftiert. Schon bei der Ankunft im Lager wurden sie vielfach gedemütigt und geschlagen<sup>8</sup>. Nach dem Duschen wurden ihnen sämtliche Körperhaare abrasiert. In Ermangelung spezieller Häftlingskleidung behielten sie seit 1944 ihre eigenen Sachen, die auf dem Rücken mit einem Kreuz gekennzeichnet wurden. Ca. 106.000 Menschen kamen nach Neuengamme, von diesen sind im Hauptlager und in den zahlreichen Außenkommandos etwa 55.000 infolge der katastrophalen Haftbedingungen und der unmenschlichen Sklavenarbeit umgekommen. Die sog. „Zugänge“, wie es im Lagerjargon herablassend hieß, wurden in die Unterkünfte verteilt, seelenlose, unter der Aufsicht eines „Blockältesten“ stehende Massenquartiere. Jeder Barackenblock bot Platz für 400 bis 700 Häftlinge, in die Steinbauten wurden 700 bis 1.200 Gefangene hineingepfercht. Mußten die Lagerinsassen in den ersten Jahren noch auf dem nackten Fußboden auf einfachen Strohsäcken schlafen, gab es seit 1942/43 dreistöckige Holzpritschen, die sich die am Abend erschöpften, vollkommen unterernährten und ausgemergelten Menschen noch teilen mußten.

Überleben in Neugamme konnten oft nur diejenigen, die das Glück hatten, von schwerer körperlicher Arbeit verschont zu sein oder aber als sog. „Schwerarbeiter“ Sonderrationen erhielten. Der „Arbeitstag“ begann früh morgens um sechs Uhr und war begleitet von ständigen Schlägen und Schikanen. Nach dem spärlichen Frühstück mit Kaffee oder dünne Suppe begann die ca. zwölfstündige Sklavenarbeit, die durch eine kurze Mittagspause mit Steckrübensuppe unterbrochen wurde. Um ca. 18 Uhr begann der Marsch zurück ins Lager, im Winter leitete der Einbruch der Dunkelheit den Arbeitsschluß ein. Nur sonntags endete die Arbeitszeit bereits am Mittag. Nach dem berüchtigten Zählappell, bei dem die Menschen oft in Regen und Eiseskälte so lange stehen mußten, bis die genaue Anzahl festgestellt und mit der vom morgendlichen Ausrücken verglichen worden war, mußten einige bis zum Eintreten der Nachtruhe um 21 Uhr Strafarbeiten ausführen. Als letzte tägliche Essensration gab es eine Scheibe Brot mit wenig Margarine, Käse oder Wurst zu essen.

Die harte und unmenschliche Arbeit, die zunehmend ungenügende Ernährung und die katastrophalen sanititären Verhältnisse führten zu zahlreichen Erkrankungen. Immer mehr Menschen starben. Auch Seuchen breiteten sich aus, und Arbeitsverletzungen sowie Mißhandlungen waren täglich zu beklagen. Ärzte waren erst seit 1942 bei der medizinischen

Versorgung zugelassen. Trotz ihrer Mühe blieb die medizinische Versorgung vollkommen unzureichend. Oberstes Ziel war es, die Einsatzfähigkeit der Gefangenen sicher zu stellen. So wurden „leichte“ Krankheiten nicht behandelt und dauernd Arbeitsunfähige entweder sofort umgebracht oder aber in die Massenvernichtungslager im Osten abgeschoben. SS-Ärzte führten zudem an gesunden Häftlingen, zumeist Kindern, medizinische Versuche durch. Um diese Verbrechen zu vertuschen, wurden die Kinder und andere Versuchspersonen kurz vor der Befreiung des Lagers am 20. April 1945 in der Schule am Bullenhusener Damm in Hamburg-Rothenburgsort kurzerhand ermordet.

Die Ordnung innerhalb des Lagers wurde von den SS-Wachmannschaften sichergestellt. Zahlreichen, zumeist deutschen Funktionshäftlingen wurden als Lager- und Blockältesten Aufsichtsfunktionen übertragen. Gesonderte Stubendienste und sog. „Kapos“ sowie weitere mit besonderen Aufgaben bedachte Gefangene übten Vorarbeiterfunktionen aus oder übernahmen Hilfsaufgaben. Die Kapos galten in den Augen der SS als willfährige und brutale Werkzeuge. Die Mehrzahl der Funktionshäftlinge indes nutzte die Sonderstellung oft dazu aus, den Befehlen listigen Widerstand entgegenzusetzen und den Mitgefangenen gegen den Terror der SS zu helfen. Kontakte der Häftlinge mit der Außenwelt bestanden in Form von Briefverkehr. Seit April 1942 konnten die Häftlinge auch Pakete erhalten, wie etwa die dänischen und norwegischen Gefangenen im Rahmen einer „Rotkreuz-Aktion“ im Frühjahr 1945. Diese Maßnahmen stellten zwar eine gewisse Erleichterung in den Haftbedingungen dar, sie hatten für die SS aber letztlich nur den Zweck, die Arbeitsleistung der Gefangenen zu steigern.

#### 4. Die Transporte aus Harrislee

Im dänischen Internierungslager Frøslev änderte sich angesichts der widerrechtlich erfolgten Deportationen nach Neuengamme die Stimmung schlagartig. Tiefe Unsicherheit herrschte, und Angst breitete sich aus. Die Gefangenen wußten zunächst weder, wohin sie gebracht werden sollten, noch wie dies vor sich gehen sollte. Viele befürchteten, aufgrund ihrer Widerstandstätigkeit kurzerhand erschossen zu werden, andere hofften darauf, nur nach Süden verlegt zu werden und, das nahe Kriegsende vor Augen, bald wieder zurückkehren zu können. So berichtet es der als Lagerarzt tätige Paul Thygesen, der am 2. August 1944 als leitendes Mitglied der Widerstandsorganisation „Frit Danmark“ („Freies Dänemark“) verhaftet, am 25. August nach Frøslev kam und von dort am 15. September 1944 nach Neuengamme transportiert wurde. Sein weiterer Leidens-

weg führte ihn in die Außenlager Husum-Schwesing und Meppen-Dalum. Im April 1945 wurde er im Zuge der Rettungsaktion des schwedischen Grafen Folke Bernadotte befreit<sup>9</sup>. Die Situation für die Gefangenen in Frøslev wurde zudem noch unübersichtlicher dadurch, daß schon im Dezember 1944 durch die Anerkennung der dänischen Grenzgendarmarie als Zivilinternierte nach der Haager Konvention, der erste vom Roten Kreuz vermittelte Rücktransport von kranken Häftlingen aus den Konzentrationslagern Buchenwald und Neuengamme nach Frøslev erfolgt war<sup>10</sup>. Die Transporte aus Frøslev über Harrislee nach Neuengamme und Dachau verliefen alle nach dem gleichen Muster. Frühmorgens wurden die Lagergefangenen entweder zu Fuß oder per Lastwagen zur kleinen Bahnstation in Harrislee verfrachtet und dort bis zu ca. 50 Mann in die auf einem Nebengleis wartenden Viehwaggons gepfercht. Von Harrislee aus fuhr der Zug zunächst nach Flensburg, dann über Neumünster nach Altona, um schließlich nach zum Teil stundenlangem Warten den Endpunkt Neuengamme zu erreichen. Auch Transporte über Flensburg mit dem um 5.59 Uhr planmäßig über Neumünster nach Altona fahrenden Zug, der einen Gefangenenwagen mit sich führte, wurden abgewickelt<sup>11</sup>. Wahrscheinlich nahm der erste Transport am 14. September 1944 mit 13 Widerstandskämpfern und der letzte Transport am 13. März 1945 mit acht prominenten politischen Gefangenen diesen Weg, wie es der dänische Historiker und Leiter des Kopenhagener „Frihedsmuseum“, Jørgen Barfod, überliefert hat<sup>12</sup>:

„Am 13. März um die Mittagszeit wurden acht prominente Gefangene aus Frøslev mit einem Polizeiwagen ins Flensburger Gefängnis übergeführt, wo sie die Nacht verbrachten. Am nächsten Nachmittag wurden sie unter Bewachung zum Bahnhof geführt, wo sie in einen Gefangenenwagen eingesperrt wurden, der für vier Personen berechnet war. Die Fahrt ging nach Hamburg, wo sie sich bis zum Morgen des 17. März in einem Gefängnis aufhielten, von dort ging der letzte Teil der Reise in einem Viehwaggon nach Neuengamme, das zwischen zwei und drei Uhr am Nachmittag erreicht wurde. Die letzte Strecke von Bergedorf wurde zu Fuß zurückgelegt.“

Harrislee als Ausgangspunkt der Transporte auf deutscher Seite ist unmittelbar nach Kriegsende in dänischen Büchern dokumentiert. So berichtete schon 1945 der in Frøslev internierte Polizeibeamte Victor Nielsen über seine Deportation am 25. September 1944. Nielsen war ein guter Beobachter, er schreibt genau und nennt viele Einzelheiten:

„Die Nacht zum Montag schlief ich schlecht und wurde gegen halb fünf Uhr früh brutal geweckt, als zwei SS-Männer hereinkamen, mich aus dem Bett warfen und mir befahlen, mich anzuziehen und mein Gepäck mitzu-

nehmen. Ich erinnere mich, daß ich fürchterlich gefroren habe, als ich in die graue Morgendämmerung hinaustrat und in die Essensbaracke kommandiert wurde. ... Als es heller wurde, wurde der Abmarsch befohlen. Unser Weg zu Fuß führte zur ersten deutschen Grenzstation und weiter zum Haltepunkt Harrislee. Niemand hatte Frühstück erhalten, und wir schauten hungrig auf die langen Eßtische, die wir mit leerem Magen verlassen mußten. ... Ein Bus fuhr unsere Sachen, und mit diesem konnten einige, darunter auch ich, ein Stück mitfahren. Ca. um halb zehn waren wir da. Der Wagen hielt ein Stück neben der Bahnstrecke, hier kletterten wir in einen deutschen Viehwaggon, dreckig und übersät mit Resten vom letzten Pferdetransport. Schon von dieser nur geringen Anstrengung beim Hineinklettern in den Waggon begann ich zu schwitzen, und das erste, was ich daraufhin machte, war, daß ich meine schwedische Unterwäsche anzog, die ich von zu Hause geschickt in meinem Sack dabei hatte, darüber streifte ich meinen Regenmantel<sup>13</sup>."

5. David Hejgaard: Transport am 20. Oktober 1944 nach Neuengamme  
Von diesem Transport kehrten 47 Männer nicht mehr nach Dänemark zurück

Auch die anderen, auf den folgenden Seiten in deutscher Übersetzung wiedergegebenen Augenzeugenberichte erwähnen immer wieder Harrislee als Ausgangspunkt der Transporte nach Neuengamme. Ein besonders prägnantes Beispiel dafür sind die 1981 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen des dänischen Kommunisten David Hejgaard. Hejgaard war seit 1936 Mitglied des Zentralkomitees der dänischen KP, von 1938 an arbeitete er bis zum Verbot der Partei im Juni 1941 in der Gärtnergewerkschaft. Nach der deutschen Okkupation am 9. April 1940 erhielt er den Auftrag, die Widerstandsarbeit im mittleren Jütland zu organisieren. Er wurde dabei im Juni 1944 verhaftet und von Frøslev aus zusammen mit vier befreundeten Widerstandskämpfern und weiteren 195 Gefangenen mit dem fünften Transport am 20. Oktober 1944 nach Neuengamme deportiert, wo er am 15. April 1945 befreit wurde und das Grauen überleben konnte<sup>14</sup>.

„Das Frøslev-Lager am Morgen des 20. Oktober 1944. In der Zelle in Baracke Nr. 17 wachten der Maler Carl Dahl und ich vom Geschrei und Hundegebell draußen vor der Tür auf. Wir wußten, es bedeutete, daß sie nun die Gefangenen sammeln für den Transport Richtung Süden in die deutschen Konzentrationslager. Wir warteten auf die Wache. Würde sie wie gewöhnlich nur den Kopf zu uns hineinstecken und sagen 'Aufstehen', um dann wieder zu gehen, oder galt der Transport auch uns? Es war

Jens<sup>15</sup>, der kam, und dieses Mal, um Carl zu holen. Stumm stand er auf und zog sein Zeug an, nahm gelassen seinen mit den wenigen Habseligkeiten gepackten Koffer, sagte ernst 'Danke' für die Tage, die wir zusammen waren und verschwand zusammen mit Jens. Ich blieb stumm zurück, um mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich jetzt wieder allein in der Zelle war und legte mich dann hin, um den Versuch zu machen zu schlafen, trotz des Geschreies und des Hundegebells draußen vor der Tür.

An diesem Morgen war es jedoch anders als sonst. Kurze Zeit später war Jens wieder zurück und sagte mit unglücklicher Miene: 'Aufstehen - Transport!'. Was das bedeutete, wußte ich sofort, und ich war, um ganz ehrlich zu sein, ein wenig erleichtert. Ich mochte es nämlich nicht, daß ich immer wieder Sonderbehandlungen erhielt.

Wir hatten im voraus zu wissen bekommen, daß wir, wenn wir auf den Transport in Richtung Süden kommen, nicht viel mitnehmen sollten, da uns das Ganze in den deutschen Lagern sowieso wieder weggenommen werden würde. Deshalb entschloß ich mich, so viel Zeug wie möglich überzustreifen. Der Winter stand bevor, so galt es, warme Sachen zum Anziehen zu haben. Zusätzlich stülpte ich meine alten Galoschen, die ich aus Århus mitgebracht hatte, über die Schuhe. Sie wurden später fast meine Rettung. Vor der Tür stieß ich auf einen deutschen Soldaten, der mir sofort seinen Gewehrlauf in den Rücken steckte und mich in eine große Baracke führte, in der wohl ein paar hundert zivile dänische Gefangene versammelt waren. Unter ihnen erkannte ich gleich einige Kameraden aus Århus und Kopenhagen, und es wurden Hände gedrückt und Grüße ausgetauscht. Witze wurden erzählt und sich auf die Schultern geklopft, als stünde ein lustiger Ausflug bevor. Hin und wieder jedoch sah ich auch ängstliche Blicke meiner Kameraden. Wir wußten, was uns erwartete, aber Menschen reagieren nun mal verschieden auf drohende Gefahren. ...

Plötzlich fing ein Gestapomann an, Namen aufzurufen, und nach und nach, wie wir aufgerufen wurden, wurden wir in eine Ecke gejagt. ... Später wurde uns befohlen, uns mit dem Rücken an die Wand zu stellen; uns wurden dann brutal die Arme auf den Rücken gedreht und Handschellen angelegt. Tief in meinem Bewußtsein spukte der Gedanke, daß wir 'prominente' Gefangene sicherlich gar nicht nach Deutschland sollten, sondern nur hinaus auf irgendein Feld, um dort, wie es hieß, 'auf der Flucht' erschossen zu werden. Dann kam das dänische Küchenpersonal und verteilte große Brotpakete an alle, und man konnte sich wohl nicht vorstellen, daß die Nazis uns hinaus auf irgend ein Feld fahren würden, um uns dort zu erschießen - mit großen Brotpaketen in der Tasche! Ein dänisch-sprechender Gestapomann kam mit einem großen Pappkarton herein und

wies uns an, Messer, Scheren und andere scharfe Gegenstände herauszugeben, nicht aber unsere Rasiersachen. Ein deutscher Soldat durchsuchte die Taschen von uns Angeketteten und schmiß unsere Sachen in den Karton. Uns wurde gesagt, daß wir die Dinge bei unserer Ankunft an unserem Bestimmungsort in Deutschland wiederbekommen würden, doch natürlich war dies nicht der Fall.

Dann waren wir bereit für die Reise. Ein großer, mit einer Plane versehener Lastwagen war vorgefahren, und die ganze Horde wurde nun unter stetigem Geschrei in die Wagen hinaufkommandiert. Wir Angeketteten hatten die 'Ehre', von einem Soldaten mit einem Maschinengewehr begleitet zu werden. Die 'Ehre' ging aber nicht so weit, daß dieser auch unsere Taschen mit den Brotpaketen tragen wollte, die wir stattdessen in die gebundenen Hände gedrückt bekamen. Die Fahrzeuge, in die wir hineingeladen wurden - und wir wurden wirklich wie Vieh behandelt - waren sehr hoch, und ich sah auf Anhieb, daß es unmöglich war, mit gebundenen Händen hineinzukommen. Wir warteten nur auf einen groben Tritt von den immer hysterischer reagierenden deutschen Soldaten. Unsere Kameraden oben im Wagen sahen inzwischen unsere komplizierte Lage, griffen uns unter die Schultern und hoben uns hoch. Wir bekamen den Befehl, uns auf den dreckigen Boden des Wagens zu setzen, und uns wurde gesagt, daß wir sofort erschossen würden, falls wir versuchten, aufzustehen. Nach fürchterlichem Geschrei und Geklage setzten sich die Wagen endlich in Bewegung, und wir fuhren hinaus aus dem Frøslev-Lager - viele von uns kehrten nie mehr nach Dänemark zurück.

Wir bemerkten, daß wir durch Padborg und dann südwärts zur Landstraße in Richtung Flensburg fuhren. Nachdem wir ohne besondere Kontrolle die deutsch-dänische Grenze überquert hatten, bogen die Wagen von der Hauptstraße ab auf ein offenes Feld. Wir mußten aussteigen und sahen, daß wir uns an der kleinen Bahnstation in Harrislee befanden. Auf den Gleisen standen einige leere Güterwaggons, in die wir offenbar umgeladen werden sollten. Wir sahen, daß einer der Waggons auf dem Boden mit Stroh bedeckt war, aber der war leider nur für die deutsche Wachmannschaft bestimmt. Wir vier Gefesselten wurden zur Seite geführt und besonders bewacht. Dann wurden die übrigen Gefangenen in die anderen Waggons verfrachtet, in denen deutliche Spuren vom letzten Kohlentransport zu sehen waren. Zu meiner Verwunderung kam ein ziviler Gestapomann zu uns, löste unsere Handschellen und kommandierte uns zu den anderen in den Waggon. Wir sollten offenkundig doch nicht 'auf der Flucht' liquidiert werden, sondern das Schicksal mit den anderen teilen.

In unserem Waggon fühlten wir uns wie zusammengestauchte Heringe in der Tonne. Es war kaum Platz für unser Gepäck, hinlegen oder setzen

konnten wir uns auch nicht. Viele hatten trotz der Warnung zudem ihre großen Koffer mitgenommen, über die wir immer wieder stolperten. Dann wurden die Türen zugeschlagen und verriegelt. Etwas später hörten wir, wie eine Lokomotive angekoppelt wurde, und kurz darauf fingen wir an, in Richtung Süden zu rollen.

Wie reagiert man in solch einer Situation? Ja, das ist verschieden, je nach sozialer Herkunft, Lebenseinstellung und Bewußtseinslage. Einige setzen sich nur schlapp hin und warten apathisch auf das, was da kommen soll. Andere bekommen hysterische Anfälle und fangen an, über alles und jeden herumzulamentieren. Diese waren die Plagegeister der Lager. Sicher, sie waren aktiv, aber nur zu ihrem eigenen Vorteil und oft auf Kosten ihrer Kameraden. Die Besten waren da noch diejenigen, die sich, wie alle anderen auch, einfach nur so durchzuschlagen versuchten. Sie bildeten das starke Rückgrat in den Konzentrationslagern. Sie gaben niemals auf. Sie dachten nicht lange nach und handelten nur aus einem gesunden Selbsterhaltungstrieb heraus. Mit großem Stolz kann ich erzählen, daß die meisten von ihnen Kommunisten waren. Sie waren trainiert und gehärtet vom Klassenkampf, in den die kapitalistische Gesellschaft und dessen jüngster Sproß, der Nazismus, sie hineingeworfen hatte.

Es wurde langsam stickig in dem verstaubten und fensterlosen Waggon. Dann entdeckten einige der aktivsten, daß ein paar Bretter vor einer Öffnung morsch waren und sich leicht abreißen ließen. Dadurch kam wenigstens etwas Licht und Luft hinein. Aber dies war natürlich Anlaß für Streitigkeiten. Diejenigen, die nur an sich selbst dachten, verlangten, die ganze Zeit an der Öffnung stehen zu dürfen, um hinauszuschauen. Ich sah diesen Konflikt voraus und schlug deswegen vor, daß diejenigen, die der Öffnung am nächsten standen, uns anderen erzählen sollten, was sie sahen. Selber kam ich nie dazu, hinauszublicken.

Ich wußte, daß wir angesichts dessen, was uns noch erwartete, Zusammenhalten und auf jeden Fall vermeiden mußten, unsere Kräfte untereinander zu verschleifen. Wir waren wohl ungefähr fünf bis sechs Stunden gefahren, und die Müdigkeit vom Stehen meldete sich. Ich versuchte, mich auf einen Koffer zu setzen - und auf mein ausreichendes Brotpaket aus Frøslev, auf das weder ich noch andere Appetit verspürten. Langsam wurde es unbequem, so zusammengebeugt zu sitzen, also beschloß ich, meine helle Sommerjacke auszubreiten, um mich darauf zu legen. Dies gelang mir und zugleich forderte ich einen Kameraden aus Ålborg auf, es mir gleichzutun, ohne Rücksicht auf meine Jacke, die vom Kohlenstaub ganz schwarz wurde. Mir war klar, daß man auf die Kleidung keine Rücksicht mehr nehmen konnte.

Zugedeckt mit seiner Jacke krochen wir eng zusammen und versuchten,

ein wenig zu schlafen. Leicht war es jedoch nicht, da die anderen andauernd über uns herüberstapften und uns traten, wenn der Zug über eine Weiche schlingerte. Ich glaube trotzdem, daß ich ein wenig vor mich hin döste. Weitere Schwierigkeiten stellten sich im Laufe des Nachmittags ein. Zwar hatte niemand Appetit auf das Essen, aber alle waren durstig vom Kohlenstaub. Beim Aufenthalt auf den Bahnhöfen versuchten die Männer an der Öffnung, von den Menschen draußen Wasser zu erbetteln, aber diese reagierten nicht. Auch die Wächter sprangen bei jedem Halt heraus, umstellten unsere Waggons und riefen 'Ruhig, ruhig!', sobald einer von uns auch nur ein Wort sagte.

Die Uhr war wohl so ungefähr 19.00 Uhr. Wir hielten an einem kleineren, beleuchteten Bahnhof, der laut den 'Fensterschauern' Altona hieß, eine Vorstadt von Hamburg. Einige konnten mit einem Deutschen sprechen, der ihnen erzählte, daß alle unsere Wertgegenstände sowie Geld und Tabak bei der Ankunft im Lager weggenommen würden, also könnten wir sie ebenso ihm geben. Dafür würde er uns Wasser besorgen. Einige von uns diskutierten über dieses Angebot, nachdem sie erkannt hatten, daß es unmöglich war, einen Eimer Wasser durch die Öffnung zu zwängen, gaben sie die Hoffnung jedoch auf. Der emsige Preben Boye<sup>16</sup> aus Ålborg tat dies jedoch nicht. In seinem umfangreichen Gepäck befand sich - ganz nach Pfadfinderart - eine Feldflasche, und die reichte er dem Deutschen durch den Spalt. Es war kaum zu glauben, dieser kam kurze Zeit später tatsächlich mit der gefüllten Flasche zurück. Was er als Gegenleistung dafür erhielt, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Das ganze war jedoch bei weitem nicht so glorreich, wie es aussah, denn gleich darauf entzündete sich ein schrecklicher Streit. Keiner konnte mehr ohne einen Tropfen Wasser im Gaumen überleben. Doch dies erwies sich mit einer kleinen Feldflasche für 60 bis 70 Mann sowieso als unmöglich.

Ein anderer von uns war so unvorsichtig, daß er einem draußen stehenden Mann für das Versprechen, uns Bier zu beschaffen, sein Geld reichte. Dieser jedoch verschwand, niemand sah ihn wieder, weder die Geldbörse noch das Bier. Offensichtlich gab es, wie wir auch schon vorher erfahren hatten, Unterschiede, was die deutsche Anständigkeit betraf.

Ein anderes Problem für uns war das Wasserlassen. Wir versuchten es durch einen Spalt in der für, aber das Resultat war, daß der Urin in den Waggon lief und sich mit dem Kohlenstaub zu einem undefinierbaren schwarzen Brei vermischte, durch den wir danach herumstapfen mußten. Einer fand schließlich dort, wo ein Knast oder ähnliches im Boden herausgefallen war, ein kleines Loch, und wir legten uns auf die Knie und versuchten, das Loch mit unserem Strahl zu treffen, was aber in der Regel mißglückte, so daß der Boden noch schlammiger wurde. Der ewig

erfinderische Boye fand einen Ausweg. In seinem Gepäck hatte er nämlich auch eine leere Konservendose, und die benutzten wir nun nacheinander, und es gelang, ihren Inhalt durch das Loch im Boden zu entleeren. Gut, daß keiner den Drang zum Stuhlgang verspürte. Ich dachte mit Schrecken daran, wie es wohl sein würde, wenn wir mehrere Tage in dem Waggon verbringen müßten. ... Wenn wir auf Bahnhöfen hielten, wurde bis zur Unendlichkeit hin und her rangiert. Unser Waggon wurde unentwegt gestoßen. Einige konnten es nicht aushalten und fingen an, herumzuschimpfen, als ob es etwas nützen würde. In der Dunkelheit konnten unsere 'Fensterschauer' erzählen, daß wir nun auf einem großen Bahnhof hielten, und da wir gerade über eine lange Brücke gefahren waren, konnten wir uns ausrechnen, daß wir in Hamburg waren. Die 'Fensterschauer' berichteten, daß sie im Dunkeln einige Ruinen, verzerrte Eisenträger, zerstrümmerte Fenster und Mauersteinhaufen erahnen konnten. Plötzlich hörten wir Luftalarm. Draußen wuchs die Unruhe. Die deutschen Soldaten verließen hastig ihre Waggon und überließen uns einem ungewissen Schicksal. Hatte ich Angst? Wir mußten ja jeden Augenblick damit rechnen, daß die Bomben auch auf uns niederprasseln würden. Ich erinnere mich nicht. Ich war eher erwartungsvoll, da die Flieger, die uns von da oben bedrohten, ja unsere Verbündeten waren im Kampf gegen den Nazismus, der uns unserer Freiheit beraubt hatte. Von ihrem Einsatz hing unsere Befreiung ab - aber vielleicht auch unser Tod.

Wir blieben allerdings unberührt, und nach einer Stunde fuhr der Zug weiter. Nach einer halben Stunde blieben wir wieder stehen. Die Wächter gingen herum, und kurze Zeit später fingen sie an, die Waggontüren zu entriegeln. Wir wußten, daß wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten. Die Uhr war fast Mitternacht. Als die Tür aufgeschlagen wurde, traf uns ein Lichtstrahl, der so stark war, daß wir fast geblendet waren. Wir konnten nur einen langen Zementweg erkennen, der anscheinend im Lichtstrahl verschwand. In kurzen Abständen standen deutsche Soldaten mit ihren Maschinenpistolen bereit, um uns zu erschießen. Dann erklang wieder das abscheuliche 'Schnell, schnell! Los, los!', das noch die nächsten Monate an unseren Nerven zehrte. Besonders die älteren Gefangenen hatten es schwer, schnell genug aus den Waggon herauszukommen. Also zogen die Soldaten sie heraus und schlugen sie mit den Gewehrkolben, als wären sie Vieh. Es wurde 'fünf und fünf'<sup>17</sup> geschrien (welches wir noch in den nächsten Monaten bis zur Unerträglichkeit zu hören bekamen) und wir gewöhnten uns nie richtig daran. Wenig später tauchte zu unserer Rechten ein großer Stacheldrahtzaun auf, genau so wie wir ihn vom Lager Frøslev kannten. Am Zaun hing, wie auch dort<sup>18</sup>, ein großes Schild, worauf stand, daß der Zaun elektrisch geladen sei.

Dahinter zeichneten sich schemenhaft grünbemalte Baracken ab, die mit roten Geranien in netten Balkonkästen unter den Fenstern geschmückt waren. Das sah so freundlich und behaglich aus, daß viele von uns wohl daran dachten, daß sich das Lagerleben von Frøslev hier fortsetzen ließe. Etwas später bogen wir nach rechts durch ein großes Gittertor ab und gingen wieder nach rechts parallel zum Seitengraben, der an der Innenseite des elektrischen Zaunes verlief. Wir konnten immer noch nichts anderes als die gepflegten Barackengiebel erkennen. Alles andere lag im Dunkeln. Doch plötzlich wurde ein Scheinwerfer zwischen den Baracken angemacht, und in diesem Lichtstrahl sah ich ein Szenarium, das alle Träume von einem neuen Lager Frøslev für immer verschwinden ließ. Was ich in den fünfziger Jahren über die deutschen Konzentrationslager gelesen und, ehrlich gesagt, nie geglaubt hatte, wurde plötzlich grausame Wirklichkeit. Im Lichtkegel sah ich sechs bis acht Menschen, die mit irgend etwas beschäftigt waren. Ihre Bekleidung war so grotesk, daß man darüber lächeln mußte, wäre es nicht bitterer Ernst gewesen. Dies erinnerte mich vor allem an die Kinder zu Hause, die sich zum Karneval alte Jacken und andere Kleidungsstücke anzogen, oder wenn sie Rummelpott liefen. Die Hosen hingen in Fetzen um die Knie und waren mit ungleichen Flickern von anderen Kleidungsstücken gestopft. Sie hatten keine Strümpfe an, sondern nur merkwürdige Holzschuhe, auf denen sie herumwackelten. Ihre Jacken waren offen und mit Flickern in allen Farben und Formen benäht oder bemalt. Auf dem Kopf trugen sie jeder eine verschiedenartige Kappe.

Die Gestalten, die wir auf Abstand wahrnahmen, waren abgemagert und zusammengefallen, und in dem grellen Licht sahen sie merkwürdig grau im Gesicht aus. Ihre Bewegungen waren wie tot und unwirklich. Ich erinnerte mich plötzlich an einen Abend im (Kopenhagener) königlichen Theater in den dreißiger Jahren, als ich Henrik Ibsens 'Peer Gynt' in der Inszenierung von Svend Gad zuschaute. Das, was ich jetzt sah, glich so fürchterlich der Szene mit der 'Leichen-Kiste' aus Kairo. Das gleiche, groteske graue Licht, die gleichen schleichenden, geistesabwesenden Menschen. Doch was damals Theatergrauen war, war jetzt grobe Wirklichkeit.

Plötzlich wurde mir klar, womit diese Gestalten beschäftigt waren. Sie schlepten Leichen! Offensichtlich bereitete es ihnen auch innerlich große Mühe, die Leichen, mit denen sie auf dem Weg ins Krematorium waren, voranzuschleppen. Ich sah diese Szene nur in dem kurzen Augenblick, in dem wir an den Baracken vorbeigingen, aber das war genug, um es mir kalt den Rücken hinunter laufen zu lassen.

Ich war in das berühmte Konzentrationslager Neuengamme, südlich von Hamburg, gekommen<sup>19</sup>."

6. . H. Kornbek: Transport am 15. Februar 1945 nach Dachau  
Von diesem Transport kehrten 9 Männer nicht mehr nach Dänemark zurück.

Ähnlich wie Hejgaard erging es dem Architekten H. Kornbek, dessen Weg von Frøslev via Harsilee in das Konzentrationslager Dachau führte<sup>20</sup>. Kornbek war am 12. Dezember 1944 als Gruppenleiter einer Militärorganisation verhaftet und in Frøslev interniert worden. Am 16. Februar 1945 wurde er, obwohl im Lager verschiedentlich Gerüchte aufgekomen waren, daß niemand mehr deportiert werden würde, zusammen mit 253 Gefangenen, darunter Widerstandskämpfer, aber auch eine Anzahl Kriminelle, mit dem letzten Transport nach Bayern verfrachtet. Hier wurde Kornbek schon vier Wochen später vom Dänischen Roten Kreuz befreit und nach Schweden gebracht.

Er war nach dem Krieg einer der ersten, die ihre Erinnerungen an die Gefangenschaft in den Konzentrationslagern schriftlich in dem von den ehemaligen dänischen Häftlingen in Buchenwald herausgegebenen Band „Danske i tyske koncentrationslejre“ niederlegten. Die hierin abgedruckten zeitgenössischen und von der unmittelbaren Betroffenheit gefärbten Berichte sind authentische Schilderungen über die unerträglichen und unmenschlichen Haftbedingungen, Greueltaten der deutschen Wachmannschaften und die unermeßlichen Leiden der Gefangenen<sup>21</sup>. Harsilee als Ausgangspunkt des Transportes nach Dachau spielt in seinen Erinnerungen eine zentrale Rolle.

Kornbek zählte überdies zu denjenigen, die in ihren Schilderungen das am eigenen Leibe verspürte Unrecht aus verständlichen Gründen kaum auszudrücken vermochten und stattdessen in Ironie und Umschreibungen des Erlebten Zuflucht suchten. Entstanden ist so ein treffender, zugleich sachlicher und nüchterner Bericht über seine Deportation von Frøslev. Es war für ihn wie für alle anderen Teilnehmer des Transports nicht nur eine Reise ins Ungewisse, denn alle mit ihm Deportierten dachten zunächst, daß es nach Neuengamme gehen würde, sondern auch eine Reise durch das vom Krieg zerstörte Deutschland. Kornbek spürte, daß das Kriegsende wohl unmittelbar bevorstand, desto mehr wuchsen bei ihm die Anspannung und die Angst über das eigene Schicksal:

„Nachdem wir im Vestre Gefängnis<sup>22</sup> und im Lager Frøslev insgesamt rund zwei Monate gesessen hatten, teilte unser Vertrauensmann in Frøslev uns mit, daß es angeblich keine Transporte mehr nach Deutschland geben würde, und alle im Lager atmeten erleichtert auf. Am 16. Februar um 5 Uhr morgens wurde allerdings zum Blockappell in Block 8, wo ich untergebracht war, aufgerufen, und wir wußten, was das hieß, nur

nicht wem es galt. Dann begann das Aufrufen der Namen, erst A, danach B usw.. Wir kamen bis Hansen, und einer meiner Zimmerkameraden Hans Chr. Hansen wurde aufgerufen und danach J. Jørgensen, Knudsen und dann - mein Name - den Rest hörte ich nicht mehr. Stumm gingen wir den linken Gang hinunter und standen dann, ca. 90 Prozent von meinem Transport, der neun Tage zuvor aus dem Vestre-Gefängnis hier angekommen war, alle auf dem linken Gang.

Im Verlauf von 15 Minuten mußten wir fertig zum Frühstück sein, danach war die sofortige Abreise. Bei uns im Zimmer mangelte es schon tagelang an Zigaretten, aber als Hans Chr. und ich aufs Zimmer kamen, waren ca. zehn Packungen Zigaretten und drei Packungen Shagtabak herbeigezaubert worden, dazu auch noch Karamelbonbons, Seife und andere gute Sachen. Unser freundlicher Stubenältester - Graf Scheel - wollte mir zu guter Letzt noch etwas geben und setzte mir seine schöne Lammfellmütze auf den Kopf und sagte: „Die sollst Du haben, alter Junge.“ Wir hatten Bescheid bekommen, so wenig wie möglich mitzunehmen; in Frøslev wußten sie offenbar, was für Diebe uns da unten erwarteten. Es war ein schwerer Augenblick, seinen Ehering vom Finger abzustreifen und ihn zusammen mit den anderen Sachen abzugeben - und dann, ein schneller aber fester Händedruck: „Auf Wiedersehen, Jungen, danke für die gute Kameradschaft, wir sehen uns in 14 Tagen wieder, wenn Deutschland zerschlagen ist.“

Unser Transport zählte 253 Mann, die meisten von ihnen waren Widerstandskämpfer, doch unter uns gab es auch 25 bis 30 „Asoziale“, darunter sechs bis sieben „Schalburgleute“<sup>23</sup>, Männer, die wegen Vergewaltigung einsaßen, Zuhälter und anderes Pack. Um neun Uhr waren wir fertig zur Abreise von Frøslev. Wir wurden in Lastwagen gestapelt. Als wir starteten, sangen wir „Det er et yndigt vom Lager Frøslev gemeint, der in das Konzentrationslager Dachau bei München führte land“ („Es ist ein schönes Land“-die dänische Nationalhymne, M. S.). Wir winkten unseren Kameraden hinter dem schönen Stacheldrahtzaun zu, sie winkten uns zum Abschied zurück. Wären wir doch bloß dort geblieben.

Das letzte Stück Dänemark - wie war es doch prächtig anzusehen an diesem ruhigen Morgen, unser kleines schönes Land. Ich weiß nicht, ob diese Felder, diese Deiche und Bäume besonders hübsch waren, aber es war unser Vaterland. Es bedeutete uns plötzlich so unbeschreiblich viel. Die Menschen in Padborg standen mit ernsten Mienen, winkten und sagten gedämpft: „Auf Wiedersehen!“ zu uns - und dann rollten wir über die Grenze. Wir waren in Deutschland, die Landschaft veränderte sich - selbst die Telefonmasten waren anders, und auch wir veränderten uns. Nun waren wir also im Land der Verdammten, dessen Moral und Ansich-

ten man nicht einmal den Steinzeitmenschen Zutrauen würde.

Wir hielten in Harrislee. Auf dem Ladegleis 5 standen französische Güterwaggons. Wir bestiegen einen von ihnen - da war nichts anderes als der nackte Boden, kein Fenster oder auch nur eine Öffnung, um hinaussehen zu können, keine Bänke, kein Stroh, weder Wassereimer noch Toilette. Ein deutscher Bauer kam mit einer Ladung Stroh angefahren, von unserem eigenen Geld kauften wir ein paar Bündel für jeden Waggon, dann wurden die Türen hinter uns zugeschlossen. Einer unserer Kameraden versuchte, mit seinem Messer von einer Spalte den Dreck zu entfernen, so daß wir wenigstens etwas hinaussehen konnten. Die Türen wurden jedoch plötzlich aufgerissen und SS-Soldaten kamen mit der Pistole in der Hand herein. Sie fanden ein kleines Stück Holz und verprügelten den Sünder, schlugen ihm mit der Waffe auf den Kopf, wobei sich ein Schuß löste, ohne allerdings jemanden zu treffen. Danach wurden uns alle Messer und Nagelreiniger abgenommen. Um 10.46 Uhr fuhren wir ab in Richtung Süden nach Neuengamme - dachten wir. Natürlich begannen wir wieder sofort mit den Nägeln den Dreck von den Ritzen abzukratzen, um ein bißchen hinaus sehen zu können. An meinem Platz schaffte ich einen Spalt von ca. drei mm Breite und vier cm Länge. So konnte ich unsere Reise durch Süd-Schleswig verfolgen. Etliche Stunden hielten wir am Bahnhof in Flensburg und bekamen dort eine Menge Kriegsmaterial angekoppelt. Am Nachmittag fuhren wir über den Nord-Ostsee-Kanal und erreichten Hamburg um Mitternacht. Der Waggon rüttelte und wackelte gewaltig wegen der Bombenschäden im Eisenbahnnetz. Wir verließen Hamburg und hielten den Rest der Nacht auf dem Bahnhof in Lehrte.

Wir glaubten immer noch, daß wir nach Neuengamme sollten; aber am nächsten Morgen fuhren wir weiter Richtung Süden. Wieder eine Enttäuschung - aber wir sangen - wir sangen auf jedem Bahnhof, erzählten Geschichten, sangen weitere Lieder und hielten Vorträge. Besonders einmalig war Inspektor Kragh aus Skelskør. Er war um die Welt gereist, war in Asien gewesen und kannte ganz Europa wie wir anderen Dänemark kannten. Ja, wir Dänen sind nun einmal Dänen, wir haben Humor, und den kann man uns nicht nehmen. Die Reise ging nach Göttingen, südlich von Hannover. Hier bekamen wir zum ersten Mal Verpflegung. Die dänische Unterkunftsverwaltung in Frøslev hatte das Austeilen unserer Essensrationen den Deutschen überlassen, was bedeutete, daß unsere Butter und das meiste von unserem Aufschnitt weggenommen worden war. Aber das sieht der deutschen Mentalität ja ähnlich.

In den sechs Tagen unserer Reise bekamen wir nur trockenes Essen, ein bißchen Wasser einmal am Tag. Wir hatten fünf größere und kleinere Flaschen, zusammen ca. zweidreiviertel Liter, aber wir waren 45 Mann in

jedem Waggon. Das wenige Wasser war in erster Linie für die Kranken, aber in der Regel bekam jeder zumindest morgens einen Mundvoll Wasser. Wenn wir uns dicht aneinander kauerten, konnten ca. 35 Mann auf dem Boden liegen, doch wir mußten Platz lassen für unsere Notdurft. Deshalb mußten zehn Mann stehen. Wir wechselten uns hierbei selbstverständlich ab, aber da waren natürlich die schon vorhin erwähnten asozialen Elemente, die immer auf dem Boden liegen wollten. Sie vergriffen sich auch an unserer spärlichen Wasserration, doch trotz dieser kleinen Ärgernisse war die Stimmung einigermaßen.

Unterwegs kreuzten wir Militärtransporte oder wurden von diesen überholt. Überall, wo wir hinkamen, sahen wir zerbombte Städte, zerstörte Bahnhöfe und Hunderte von zerstörten Eisenbahnwaggons und Lokomotiven. In einem Ort südlich von Hannover war ein Flüchtlingstransport angegriffen worden und entgleist, wir sahen die enormen Bombenkrater entlang der Bahnlinie. Die Stadt Fulda war dem Erdboden gleich gemacht, nur das Krankenhaus und das Villenviertel waren anscheinend verschont worden.

Wir fuhren die ganze Sonntagnacht und erreichten den Main bei Mainz, wo wir in einem kleinen Ort beleuchtete Wasserkähne sahen. Im Laufe des Montags kamen wir nach Bebra, wo wir den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht über hielten. Hier war der Bahnhof mit sämtlichen Nebengebäuden verschwunden. Von dort aus fuhren wir weiter nach Würzburg und hielten dort den ganzen Nachmittag zwischen Munitionszügen und großen Truppentransporten mit 80 Waggons und zwei riesigen Lokomotiven, eine vorne und eine hinten. Unser Zug führte zur Verteidigung schwere Luftabwehrgeschütze mit sich. In Würzburg gab es Luftalarm, und plötzlich kreischte ein amerikanisches Jagdflugzeug durch die Wolken hinunter in Richtung der Gleisanlagen, auf denen wir hielten. Die Luftabwehrgeschütze dröhnten, aber dem Amerikaner geschah zum Glück nichts. Mittwoch, den 21. Februar, erreichten wir Ansbach, wo wir die Nacht über verbrachten. Auch hier war heftig gebombt worden, und es standen zahlreiche zerstörte Waggons und Lokomotiven auf den Gleisen. Von Ansbach fuhren wir weiter über die Donau nach Dachau, wo wir in der Nacht eintrafen. Wir wurden hin- und herrangiert und am Morgen endlich auf ein Seitengleis geleitet, hinein ins eigentliche Lager nach Dachau.

Dachau wurde 1933 erbaut, und dort wurden 350.000 deutschstämmige Menschen ermordet und begraben<sup>24</sup>. Das ganze Lager ist im Grunde auf Menschenleichen, die in der flachen, sumpfigen Erde vergraben wurden, errichtet worden. Unsere 1200 Kilometer lange Reise von Frøslev nach Dachau war zuende, eine Tour, die normalerweise 24 Stunden dauert.

Ausgehungert, müde und krank waren wir. Die meisten von uns litten an Verstopfung, andere wurden vom Entgegengesetzten geplagt. Die ganzen Tage hatten wir uns nicht waschen können. Wir sahen aus wie eine Horde Verbrecher, was wir ja auch in den Augen der Deutschen waren. Nun waren wir also in ein deutsches Lager der 3. Klasse gekommen. Das war gleichbedeutend mit dem Schlimmsten. Politische Gefangene wurden alle in Lagern der 2. oder 3. Klasse untergebracht. Alle Dänen waren politische Gefangene, die in ziviler Kleidung in irgendeiner Form den deutschen Interessen entgegengewirkt hatten.“<sup>25</sup>

## 7. Weitere Transporte

Auch der schon erwähnte Preben Boye berichtet in seinen autobiographischen Schilderungen über seinen Transport zusammen mit Hejgaard am 20. Oktober 1944 ähnlich wie dieser vom Verladen in Harrislee. Er erinnert sich daran, zusammen mit 40 weiteren Gefangenen in die Viehwaggon hineingepfercht worden zu sein, „grausame Wagen, kein einziger Halm befand sich auf dem Boden, das Wasser lief durch das Dach hindurch, so daß der Boden vollständig naß war“<sup>26</sup>.

Mogens Hojrup - zusammen mit 102 sog. „Nicht-Politischen“ am 12. Januar 1945 nach Neuengamme verfrachtet, wovon 14 Männer dieses Transports das Konzentrationslager nicht überlebten - hebt in seinem Bericht hervor, wie glücklich er darüber war, als ein Offizier den Gefangenen im Waggon anbot, Heu zu kaufen, das sie allerdings selbst bezahlen mußten<sup>27</sup>.

Hans S. Bruun - deportiert am 15. September 1944 zusammen mit 195 Leidensgefährten, von denen 53 nicht überlebten - klagt nicht über die schlechte Behandlung auf dem Transport nach Hamburg, sondern erwähnt nur die für ihn so unendlich lange andauernde Reise und fährt in seinen Erinnerungen fort: „Eigentliche Not litten wir nicht, da die meisten von uns in ihren Taschen, die wir mitführten, von Familienangehörigen oder Freunden zusammengestellte Eßpakete bei sich hatten. Das Schlimmste beim Transport war ohne Zweifel die Ungewißheit über unser weiteres Schicksal. Da es keine Toilette gab, benutzten wir Konservendosen, Flaschen oder den blanken Fußboden. Unterwegs erlebten wir einen Bombenangriff. Deshalb fuhr der Zug auch nur in der Nacht, was wohl mit den Flugaktivitäten zusammenhing.“<sup>28</sup>

Sie wußten zwar alle nicht, was sie erwartete, dennoch verloren sie nicht den Mut. Preben Boye z.B. berichtet, daß „trotz der primitiven Reise der Humor groß (war). Wir sangen Lieder, daß es in dem Wagen, in dem ich saß, heftig dröhnte“. Hojrup bemerkte: „Es dauerte nicht lange, und wir

versuchten uns an einem kleinen Lied.“

Obwohl die dänischen Gefangenen eine Art Sonderstatus genossen und zunächst geschlossen in Baracken untergebracht wurden, ehe die Einteilung zum Arbeitseinsatz in die Außenlager erfolgte, erwartete die Häftlinge in Neuengamme die Hölle. Die Tage in Frøslev mochten da manchem in der Erinnerung wie ein Paradies vorgekommen sein. Zusammen mit ihren Kameraden wurden sie von sadistischen SS-Schergen schikaniert, bei geringsten Verstößen bestraft und unablässig gequält. Sie hatten kaum genug zu essen, wurden beständig zu harter Arbeit angehalten, und täglich drohte der Tod. Eine Lagergemeinschaft, so wie sie sie eben noch erlebt hatten, das war angesichts der hier verwahrten Menschen unterschiedlichster sozialer Herkunft und Vergangenheit ein Fremdwort<sup>29</sup>. Sicherlich gab es für sie immer wieder Möglichkeiten, um sich zu informieren, und sie versuchten, ungeachtet aller Schwierigkeiten untereinander zusammenzuhalten. Zudem sorgten die vom dänischen Roten Kreuz schon im September 1944 organisierten Paketsendungen aus der Heimat mit Lebensmitteln, Medizin und wärmender Kleidung nicht nur für willkommene Abwechslung, sondern sie trugen auch zum Überleben bei<sup>30</sup>.

## 8. Die weißen Busse

Ende April 1945 war das Internierungslager Frøslev vollkommen überfüllt. An einem Tag z.B. drängten sich fast 5500 Häftlinge im Lager, das doch für weit weniger als die Hälfte gebaut war. Diese Überbelegung aber war auf einen glücklichen Umstand zurückzuführen, nämlich die Evakuierung der skandinavischen Häftlinge aus den Konzentrationslagern, die zu diesem Zeitpunkt ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Schon am 10. Dezember 1944 hatten vier dänische Busse und vier Krankenwagen die ersten Gefangenen aus deutschen Konzentrationslagern zurückgebracht. Das war die erste Aktion im Rahmen einer in jeder Hinsicht beeindruckenden Evakuierung von dänischen und norwegischen KZ-Häftlingen, die in den großen Konvois der „Weißen Busse“ im April 1945 ihren Höhepunkt fand<sup>31</sup>.

Die Errichtung des Lagers Frøslev war ja aus dem Blickwinkel der dänischen Behörden erfolgt, um die schlimmsten Folgen der Internierung von dänischen Staatsbürgern durch die deutsche Besatzungsmacht zu mildern. Von Anfang an, seit Herbst 1943, hatte man zudem daran gedacht, die in deutschen Konzentrationslagern und Zuchthäusern sitzenden Gefangenen zurückzuholen. Nachdem sich dies anfangs nicht realisieren ließ, setzte man alles daran, eine Postverbindung zwischen den Angehörigen und den Deportierten einzurichten und auch „Rotkreuz Pakete“ mit

Lebensmitteln und Kleidung zu verschicken. Diese Arbeit wurde von Beamten im dänischen Sozialministerium geleitet und koordiniert, während gleichzeitig das dänische Außenministerium hartnäckig die Verhandlungen mit den Deutschen fortführte mit dem Ziel, die Heimtransporte durchzusetzen.

Diese Beharrlichkeit war im Herbst 1944 endlich erfolgreich. Zuerst bekam man die Erlaubnis, 198 Polizisten zu holen, die interniert worden waren, als die Deutschen die dänische Polizei am 19. September 1944 ausgeschaltet hatte, danach kam eine Gruppe kranker Grenzgendarmen, die bei der selben Aktion verhaftet worden waren. Bis zum März 1945 folgte ein Transport dem anderen. Die Evakuierung war jedoch bis dahin eine rein dänische Angelegenheit. Im März wurde diese Aktion mit den „Weißen Bussen“ des schwedischen Roten Kreuzes koordiniert. Graf Folke Bemadotte hatte nach Verhandlungen in Berlin mit dem Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, die Zusage bekommen, die dänischen und norwegischen Gefangenen in Neuengamme zu sammeln, um diese in das neutrale Schweden oder in das Lager Frøslev zu transportieren.

Als die Hälfte des schwedischen Hilfscorps Ende März 1945 nach Schweden zurückgekehrt war, rüsteten die Dänen Ostern 1945 zwei große Konvois aus und stellten diese den Schweden zur Verfügung. Seit dieser Zeit ging es zügig weiter. Den Höhepunkt bildete eine beeindruckende Armada von 200 „Weißen Bussen“, die am 20. und 21. April mehr als 4000 Dänen und Norweger aus Neuengamme zurückbrachten.

Das Gebiet bei Krusa und Padborg wurde zum Knotenpunkt der riesigen Evakuierungsaktion. Hier wurden die Konvois zusammengestellt, bevor sie die Grenze passierten. Hier wurden die Heimkehrer gesammelt, teils im Lager Frøslev, teils in Quarantänestationen in Kruså und Padborg, in denen kranke Gefangene vor ihrem Weitertransport nach Schweden aufgenommen wurden.

Die Quarantänestationen Kruså und Padborg waren schon im Herbst 1943 errichtet worden. Die dänischen Behörden hatten schon damals im Falle eines deutschen Zusammenbruchs damit gerechnet, daß die dänischen Zivilarbeiter in Deutschland (mehr als 100.000) womöglich mit ansteckenden Krankheiten behaftet zurück über die Grenze strömen würden. Diese sollten zunächst in die Quarantänestationen eingewiesen werden, um sie dort zu baden, zu entlausen und gründlich zu untersuchen. Obwohl diese Einrichtungen noch nicht ganz fertig gestellt waren, spielten sie jetzt eine entscheidende Rolle bei den Heimtransporten der Häftlinge aus den Konzentrationslagern. Hier sammelten sich Krankenschwestern aus dem „Bereitschaftsdienst dänischer Frauen“ („Danske Kvinders Beredskab“), Krankenhelfer, Köche, freiwillige weibliche Unifor-

mierte („Lotter“) und nicht zuletzt Personal des zivilen Katastrophenschutzes („Civilbeskyttelsens Udrykningskolonne“), das auch die Konvois begleiteten. Das Leben in den Quarantänestationen wird fast als „pionierhaft“ beschrieben. Neue Baracken wurden errichtet, und man arbeitete rund um die Uhr.

Ab Dezember 1944 bis zur Befreiung im Mai 1945 wurden ca. 7000 dänische und norwegische Gefangene nach Hause gebracht. Hinzu kommen 10.000 Gefangene anderer Nationalität in der allerletzten Phase des Krieges, die ebenso in den „Weißen Bussen„ über die deutsch-dänische Grenze evakuiert wurden. Wie anders jedoch gestaltete sich für die ehemaligen Häftlinge aus Frøslev wie auch für alle anderen aus den Konzentrationslagern heim geholten Gefangenen im Vergleich zu den menschenunwürdigen Deportationen via Harrislee die Rückkehr nach Dänemark. Mogens Hojrup erlebte den Rücktransport z. B. als einen wahren Triumphzug und erinnert sich daran, daß „kein Fahnenmast leer blieb, und längs der Straßen stand die Bevölkerung in Scharen, winkte und rief ‘Hurra!’ Vor den Schulen warteten die Kinder und Lehrer mit Fahnen in den Händen und sangen. Ja, auch die ältesten Bewohner der Altersheime waren mit fremder Hilfe an die Hecken geeilt, standen dort und winkten uns zu, während ihnen zugleich die Tränen an den faltigen Wangen herunterliefen.“<sup>32</sup>

#### Anmerkungen

- 1 So: Flensborg Avis, 13. 8. 1994.
- 2 Einführend: Gustav Meissner, Dänemark unterm Hakenkreuz. Die Nord-Invasion und die Besetzung Dänemarks 1940-1945, Berlin 1990.
- 3 Für die Übersetzungen der dänischen Texte sorgten Ludwig Hecker, Matthias Schartl und Henrik Vestergaard.
- 4 Die folgende kurze Darstellung des Polizeigefangenenlagers Frøslev basiert auf : Jörgen Mågård (Hg.), Fånger i Frøslevlejren 1944-45, Hemov 1988; Henrik Skov Kristensen, Das Frøslev-Lager - Museum oder Ferienhotel? in: GFH 3 (1994), S. 194- 205; Ders. Fangeselvstyret i Frøslevlejren, in: Siden Saxo Nr. 3 (1994), S. 39-51.
- 5 Nach: jørgenH. Barfod, Helvede har mange navne, København 1969,S. 119f, 177,200, 211,215,224 und 280; vgl. weiterhin auch Anm. 4. Bei der Anzahl der Deportierten wie auch bei den genannten Daten ergeben sich in den Quellen gewisse Differenzen. Zugleich gilt die Kategorisierung bei den Transporten nur unter Vorbehalt. Es können nämlich auch einzelne politische Gefangene unter den „Asozialen“ gewesen sein - und umgekehrt.
- 6 Hierzu und zum folgenden: Werner Johe, Neuengamme. Zur Geschichte der Konzentrationslager in Hamburg, Hamburg 1981, S. 35 f. sowie die zuletzt erschienen Arbeiten über Neuengamme von Ulrich Bauche, u.a. Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945,Hamburg

- 1991, bes. S. 108 ff.; Hermann Kaienburg, Vernichtung durch Arbeit. Der Fall Neuengamme, Bonn 1990, bes. S. 149 ff.; Zitat bei Kaienburg, S. 15.
- 7 Zur Geschichte dieser beiden Außenlager in Schleswig-Holstein vgl.: Das KZ Husum- Schwesing. Außenkommando des Konzentrationslagers Neuengamme. Materialien zu einem dunklen Kapitel nordfriesischer Geschichte hg. von Klaus Bästlein u.a., Bredstedt 1983; Konzentrationslager Ladelund 1944. Wissenschaftliche Dauerausstellung in der KZ-Gedenkstätte Ladelund, Schleswig-Holstein 1990, hg. von der ev.-luth. Kirchengemeinde Ladelund unter der wissenschaftlichen Leitung von Jörn-Peter Leppien, Ladelund 1990. - Die Geschichte des KZ Ladelund war auch mehrfach Gegenstand von Beiträgen in den Grenzfriedensheften und daraus erwachsenen Sonderpublikationen. Zuletzt: Zur Ausstellung KZ-Ladelund, hg. vom Grenzfriedensbund, Flensburg 1991; Oliver Schultz, „Wenn Namen zu Gesichtern werden“. Spurensuche nach Angehörigen von Ladelunder KZ-Opfern in Polen, hg. vom Grenzfriedensbund, Flensburg 1994 (in deutscher und polnischer Sprache).
  - 8 Vgl. hierzu u. a. Eugen Kogon, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, München 1974, S. 72 ff.
  - 9 Paul Thygesen, Laege i koncentrationslejr, in: Danske i tyske koncentrationslejr, hg. von Johannes Fosmark, København 1945, S. 197-231; vgl. auch: Das KZ Husum- Schwesing, S. 7 ff.
  - 10 Johannes Holm, Sandheden om de hvide busser, København 1984, S. 19 ff; Barfod, S. 133.
  - 11 Kursbuch für Gefangenenwagen. Dokumente zur Eisenbahngeschichte, mit einem Anhang: Nummernplan und Übersichtszeichnungen der eingesetzten Gefangenenwagen zusammengestellt von Winfried Gronwald, Mainz 1979, S. 68; Barfod, S. 267.
  - 12 Barfod, S. 119.
  - 13 Victor Nielsen, Politiet i tyskernes vold, in: De stod ikke i avisen. Hvad politiet, militæret og presse maate fortie i bestettelsens år, hg. von Ålborg Stiftstidens Forlag, Ålborg 1945, S. 142 ff, S. 149 f.
  - 14 David Hejgaard, I det lange løb, Band 2. En kommunisters erindringer fra besættelsestidens i Danmark, København 1981, S. 196 - 203.
  - 15 Deutscher Wachtmeister, Angehöriger des Bewachungspersonals in Frøslev.
  - 16 Preben Boye, dänischer Offizier und Widerstandskämpfer, war seit dem 14. Januar 1944 inhaftiert, zunächst in Århus, dann in Horserød, von wo er nach Frøslev gelangte. Sein Weg in die deutschen Konzentrationslager führte über Neuengamme in die Außenlager nach Misburg bei Hannover und nach Stöcken. Am 4. Mai 1945 befand sich Boye, vom Roten Kreuz befreit, wieder in Kopenhagen.
  - 17 Die Gefangenen sollten in einer Reihe zu fünf antreten, M. S.
  - 18 Hejgård erinnert sich an dieser Stelle offensichtlich falsch, denn das Lager Frøslev war nicht durch einen Elektrozaun gesichert.
  - 19 Hejgaard, S. 196-203.
  - 20 Auch im Konzentrationslager Dachau bei München wurden Menschen laufend durch Arbeit, Entbehrungen, durch Hunger und Krankheit oder durch willkürlichen Mord und Massenerschießungen sowie durch pseudowissenschaftliche

Experimente von SS-Ärzten ermordet. 206.000 Menschen sind seit der Einrichtung des Lagers 1933 nach Dachau verfrachtet worden. In diesem Zeitraum wurden 31.951 Todesfälle "beurkundet". Es müsen jedoch sehr viel mehr gewesen sein, die genaue Zahl der Todesfälle läßt sich indes heute nicht mehr rekonstruieren. Vgl. hierzu einführend: Konzentrationslager Dachau 1933-1945 (Katalog der Ausstellung), Dachau o. J.

- 21 Danske i tyske koncentrationslejre, hg. von Johannes Fosmark, København 1945, Kornbeks Bericht über das Lager Dachau auf S. 115 ff.
- 22 Gefängnis in Kopenhagen.
- 23 "Schalburgleute" waren Angehörige einer von der deutschen Besatzung aufgestellten Kollaborationstruppe, von "Landesverrättern", wie sie in Dänemark betrachtet werden.
- 24 Kornbek unterliegt hier offensichtlich einem Irrtum. Nach Schätzungen wurden in Dachau "nur" ca. 206.000 Menschen gefangen gehalten - vgl. Anm. 20.
- 25 Kornbek, S. 117- 120.
- 26 Preben Boye, Algarge, Misburg og Stöcken, in: Danske, S. 29-44, S. 32.
- 27 Mogens Hojrup, På Udekommando i Hamburg, in: Danske, S. 89-103, S. 90 f.
- 28 Hans S. Bruun, På dpdsmarch gennem Hitlers tyskland, København 1976, S. 32.
- 29 Kornbek, S. 120 ff; Bruun, S. 33 ff.
- 30 Barfod, S. 208 und S. 262.
- 31 Zum Rücktransport der Gefangenen aus den deutschen Konzentrationslagern vgl. einführend: Henrik Skov Kristensen, Grænsen og besættelsen, in: Grænsen i 75 år, hg. vom Institut for Grænseregionsforskning, Åbenra 1995.
- 32 Hojrup, S. 102.

# Die Minderheitenfrage in europäischer Perspektive \*

von HENRIK BECKER-CHRISTENSEN

## Die Wiederkehr des Nationalismus

Das moderne Minoritätsproblem entstand mit dem Durchbruch des Nationalismus im 19. Jahrhundert. Völkerrechtlich wurde die Existenz nationaler Minderheiten jedoch erst mit dem Ende des 1. Weltkrieges anerkannt, als der Schutz sowohl religiöser als auch nationaler Minderheiten zu einem wichtigen Punkt in mehreren Friedensabkommen wurde. U.a. vor diesem Hintergrund begannen die Minderheiten in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eine wesentliche Rolle in einem internationalen Zusammenhang zu spielen - sowohl innerhalb des Völkerbundes als auch zwischen einzelnen Staaten. Zu dieser Entwicklung trug auch bei, daß verschiedene Minderheiten in den 30er Jahren zu Marionetten im großpolitischen Spiel wurden. Der Preis, den die Angehörigen mehrerer Minderheiten dafür zu zahlen hatten, war hoch: Während und unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg wurden sie harten Regelungen unterworfen, die große Volksverschiebungen zur Folge hatten.

In den Jahrzehnten nach 1945 gerieten die nationalen Minderheiten wieder aus dem internationalen Bewußtsein. Hierfür können mehrere Ursachen angeführt werden. In Westeuropa bewirkte die europäische Integration in Kombination mit liberalen Minderheitenregelungen, daß nur in wenigen Fällen ernsthafte Konflikte entstanden. Dazu kam ein direkter Widerwille sowohl von Seiten der Staaten als auch von Seiten der internationalen Organisationen, sich mit Minderheitenfragen zu beschäftigen. Stattdessen konzentrierte man sich auf eine Sicherung der Menschenrechte, die vor allem im Ost-West-Dialog eine herausragende Rolle spielte. In Osteuropa verhinderte das kommunistische Herrschaftssystem potentielle nationale Konflikte und zwang die Minderheiten, sich zurückzuhalten. Erst im Zuge von Gorbatschows Perestrojka in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre machte sich das nationale Bewußtsein wieder verstärkt bemerkbar.

Die Revolutionen in Osteuropa 1989, der Zusammenbruch des Kommunismus, das Verschwinden alter Staaten und das Entstehen einer Reihe

---

1 Dieser Beitrag des Leiters des Instituts for Grænseregionsforskning, Dr. Henrik Becker-Christensen, erschien zuerst in der Zeitschrift: Pluk fra forskning i Sønderjylland, 1/1995, S. 25-31

von neuen machen zusammen die größte Umwälzung aus, die in Europa seit dem Ende des 2. Weltkrieges stattgefunden hat. In diesem Zusammenhang sprach Präsident Mitterrand anlässlich der Eröffnung der KSZE-Gipfelkonferenz im November 1990 vom Ende einer Epoche und dem Beginn einer neuen Ära. Das kam auch in der vom Gipfeltreffen beschlossenen Pariser Charta für ein neues Europa zum Ausdruck, das folgende Hauptüberschrift trug: „Ein neues Zeitalter mit Demokratie, Frieden und Einheit.“

Das erwähnte „neue Zeitalter“ beinhaltet große Möglichkeiten, aber es ist auch von Instabilität und Unsicherheit geprägt. Die Beendigung des Kalten Krieges hat zwar begründete Hoffnung auf die Schaffung eines neuen und besseren Europa geschürt. Doch es wurde offenbar, daß der Frieden durch eine Reihe nationaler Konflikte einer Art, die längst der Vergangenheit anzugehören schien, bedroht werden kann, wie die Entwicklung in Osteuropa und der früheren Sowjetunion zeigt. Der Krieg im früheren Jugoslawien hat einerseits veranschaulicht, welche schrecklichen Folgen derartige Konflikte zeitigen können und andererseits die Gefahr einer „Balkanisierung“ demonstriert.

Überall machen sich alte oder neue nationale Gegensätze zwischen verschiedenen Gruppierungen innerhalb einer Gesellschaft oder auf zwischenstaatlicher Ebene bemerkbar. Die Ursachen hierfür sind vielfältig. Es kann sich um sogenannte „Stellvertreter-Konflikte“ handeln, die grundlegende ökonomische und soziale Ungleichheiten verdecken. Es kann sich auch um religiöse oder ethnisch betonte Konflikte handeln, die durch gegenseitige Vorurteile genährt werden. In vielen neuen Staaten sind frühere Minoritäten zu Majoritäten geworden, während die Mitglieder der früheren Mehrheitsbevölkerung jetzt ein Dasein als Minderheiten fristen müssen, wodurch sich neue Reibungspunkte bilden. Dazu kommen Konflikte als Folge von Grenzrevisionsforderungen, Festlegung neuer Grenzen, Interpretation der Rechte der Minderheiten bzw. Ermangelung derselben sowie staatliche Übergriffe oder Verneinung der Existenz von Minderheiten - um nur ein paar Faktoren zu nennen, die sich geltend machen.

Fast überall haben diese Konflikte oder der vorhandene Konfliktstoff Wurzeln, die weit in die Vergangenheit zurückreichen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist es sehr bezeichnend, daß ein schwedisches Forscherteam die neueste Entwicklung in Europa unter dem Schlagwort „Wiederkehr der Geschichte“ zusammengefaßt hat. Das Auftauchen nationaler Spannungen als solches ist allerdings keine naturgegebene Notwendigkeit, sondern oft eine Folge der Handhabung der nach dem Fall der alten Herrschaft entstandenen Situation durch die politische Führung.

## KSZE und die nationalen Minderheiten

Zweifellos sind nationale Konflikte die wichtigste Ursache für Unruhe im heutigen Europa und bilden einen der destabilisierendsten Faktoren nach dem Ende des Kalten Krieges. Alles deutet darauf hin, daß dies auch in einer nicht näher eingrenzbaeren Zukunft der Fall sein wird.

Dieser Umstand ist von der internationalen Gemeinschaft klar erkannt worden und hat bewirkt, daß die Verhältnisse der internationalen Minderheiten wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden sind. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Entwicklung, die innerhalb der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa stattgefunden hat. Es sei hinzugefügt, daß die KSZE mit Wirkung vom 1. Januar 1995 zur Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit (OSZE) umgebildet worden ist. Bis Mitte der 1980er Jahre spielten die nationalen Minderheiten für das Wirken der KSZE keine Rolle. Ihr Interesse galt vielmehr der Sicherung der allgemeinen Menschenrechte, die 1975 in der sogenannten Helsinki-Schlußakte eine herausragende Stellung erhielten. Erst anläßlich der 3. KSZE-Folgekonferenz 1986-89 wurde benachbarten humanitären Fragen Beachtung geschenkt. Das kam im Wien-Abschlußdokument zum Ausdruck, in dem die früher vereinbarten Bestimmungen über die Menschenrechte gestärkt und mehrere neue, u.a. die Rechte nationaler Minderheiten betreffende Bestimmungen eingeführt wurden.

1990 gingen die beteiligten Staaten auf der Konferenz in Kopenhagen über die menschliche Dimension der KSZE noch einen großen Schritt weiter. Dies kam im Schlußdokument zum Ausdruck, das in einem besonderen Abschnitt die Frage der nationalen Minderheiten behandelte. Die 35 Teilnehmerstaaten erkannten hierin an, daß diese Minderheiten ein Recht darauf haben, ihre ethnische, kulturelle, sprachliche und religiöse Identität ohne Versuch einer erzwungenen Assimilierung frei zu äußern, zu bewahren und zu entwickeln. Das umfaßt u. a. das Recht, sowohl die Muttersprache zu benutzen als auch eigene kulturelle und religiöse Institutionen, Organisationen und Vereine zu gründen und zu bewahren. Des weiteren wurden alle Formen von Diskriminierung und Verfolgung nationaler Minderheiten verurteilt. In einem dänisch-deutschen Zusammenhang ist es interessant zu sehen, daß die KSZE-Staaten anerkennen, daß die Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit „... die individuelle Sache einer Person ist und daß die Ausübung einer solchen Wahl keinerlei Nachteile mit sich bringen darf“. Das entspricht dem im deutsch-dänischen Grenzland herrschenden Prinzip, daß „Minderheit ist, wer will“. Das Kopenhagener Dokument ist bemerkenswert, weil es auf einem Konsensus aufbaut und alle Teilnehmerstaaten in die Pflicht nimmt. Aus völkerrechtlicher Sicht ist dies eines der weitestgehenden Dokumente

zu nationalen Minderheiten, das je das Licht des Tages gesehen hat. Diese Tatsache hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß der damalige dänische Außenminister Uffe Ellemann-Jensen sein Vorwort zu einer Publikation über die Konferenz mit folgendem Passus begann: „Die Stimmung war begeistert, weil wir nach knapp vier Wochen oft schwieriger Verhandlungen am 29. Juni die Kopenhagener Konferenz über die menschliche Dimension des Helsinkitraktates mit dem Beschluß des Kopenhagener Dokumentes beenden konnten - ein Dokument, daß ich *Europas Freiheitsbrief* genannt habe.“ Der Wunsch der KSZE, einen konstruktiven Beitrag zur Minderheitenproblematik und zu wachsenden nationalen Problemen in Osteuropa zu leisten, hat seitdem eine lange Reihe verschiedener Initiativen nach sich gezogen. In Zusammenhang mit dem Umbau der KSZE zu einer internationalen Organisation wurde 1992 beschlossen, einen Hochkommissar für nationale Minderheiten zu ernennen. Die Wahl fiel auf den früheren holländischen Außenminister Max van der Stoep, das Sekretariat wurde in Den Haag angesiedelt. Die Aufgabe des Hochkommissars besteht darin, „frühe Warnung“ und „frühe Handlung“ in Verbindung mit Spannungen, die nationale Minderheiten betreffen und sich zu einem Konflikt entwickeln könnten, vorzunehmen. In der Praxis hat der Hochkommissar auch eine vermittelnde Rolle inne, indem er versucht, den Dialog zwischen Minderheiten und den entsprechenden Regierungen zu fördern, wodurch entstandene Spannungen verringert werden können.

Die KSZE hat des weiteren ein Sekretariat für demokratische Institutionen und Menschenrechte eingerichtet. Als Außenposten wurde auch eine Reihe besonderer KSZE-Missionen in Makedonien, Georgien, Estland, Moldavien (Moldova), Lettland, Tadschikistan und Serbien/Montenegro eingerichtet, die u. a. zur Aufgabe haben, die Entwicklung zwischen Mehrheit und Minderheit in den jeweiligen Gebieten zu verfolgen. Dazu kommt eine lange Reihe KSZE-Konferenzen auf allen Ebenen, auf denen die Verhältnisse der Minderheiten nun als ein wichtiger Teil in die konfliktvorbeugende Arbeit der Organisation eingehen.

#### Andere Initiativen

Die Wiederkehr des Nationalismus als Konfliktstoff hat auch andere internationale Organisationen dazu gebracht, sich für Minderheitenfragen zu interessieren. Die Generalversammlung der UN beschloß im Dezember 1992 eine „Declaration of the Rights of Persons Belonging to National or Ethnic, Religious and Linguistic Minorities“. Hierbei handelt es sich um das erste UN-Instrument auf dem Gebiet der Menschenrechte, das sich ausschließlich mit der Frage der Verhältnisse der Minderheiten beschäf-

tigt. Die UN und ihre Organisationen - hierunter auch die UNESCO - hat sich jedoch schon früher in anderen Zusammenhängen um die Sicherung der Rechte der nationalen Minderheiten bemüht. Das gilt auch für den Europarat, der im November 1992 die „European Charter for Regional or Minority Languages“ vorlegte. Ferner gibt es ein Rahmenabkommen über Minderheiten als Zusatzprotokoll der europäischen Konvention der Menschenrechte.

In den letzten Jahren hat die EU sich auch eingehend mit der nationalen Entwicklung in Osteuropa beschäftigt. In diesen Zusammenhang gingen die Minoritätsprobleme als ein entscheidender Teil in den Beschluß der EU über die Anerkennung mehrerer Republiken als selbständige Staaten im früheren Jugoslawien ein. Gefordert wurde u.a. die Existenz von gesetzlich geregelten Garantien von Menschen- und Minderheitenrechten. Das bekam auch Bedeutung für die völkerrechtliche Anerkennung der SU-Nachfolgestaaten. Die Forderungen der EU waren so strikt und die Garantien so präzise formuliert, daß von einer neuen Qualität der internationalen Minderheitenpolitik gesprochen werden konnte.

Dazu kommen viele Initiativen auf zwischenstaatlichem und nationalem Niveau. Als Beispiele seien genannt: Deutschlands Freundschafts- und Nachbarschaftsverträge mit Polen und der CSFR 1991 und ein neues Gesetz in Ungarn aus dem Jahre 1993 über die Rechte nationaler und ethnischer Minderheiten. Auf dem Papier ist letztgenanntes eines der am weitestgehenden seiner Art. Die Zeit wird zeigen, ob es wie geplant funktionieren kann und wird.

### Der europäische Stabilitätspakt

Der Ernst, mit welchem die internationale Gemeinschaft heute die ethnischen Konflikte betrachtet, und die Bedrohung, die sie für die Stabilität Europas bedeuten, ist vor kurzem durch den Abschluß eines europäischen Stabilitätspaktes klar zum Ausdruck gekommen. Als eine Folge des sogenannten Balladur-Planes, hielt die EU im Mai 1994 eine Konferenz zu diesem Thema in Paris ab. Die Idee war, mit EU und KSZE als Geburtshelfer, die Länder zu ermuntern, „... die noch keine Zusammenarbeits- und Freundschaftsabkommen eingegangen sind, die Minoritäts- und Grenzfragen beinhalten, dies zu tun.“ Die bilateralen Abkommen sollten danach in einen „Pact of Stability of Europe“ unter der Führung der KSZE eingehen.

Auf der Konferenz begründete der Vorsitzende der KSZE, der italienische Außenminister Antonio Martino, diesen Vorstoß u.a. mit folgender Feststellung:

*„Diese Initiative geht auch auf die Erkenntnis zurück, daß einigen der*

*Hoffnungen, die auf der 1990 in Paris abgehaltenen [KSZE-] Konferenz zur Unterzeichnung der Pariser Charta entstanden und verbalisiert wurden, unglücklicherweise durch das Auftauchen ethnischer Streitigkeiten und die Wiederkehr jahrhunderte alter Antipathien entgegengearbeitet wurde. “*

Am 20. März 1995 war man so weit gekommen, daß Repräsentanten aus 52 Ländern auf einer Konferenz in Paris den Europäischen Stabilitätspakt annehmen konnten. Dieser basiert auf einem Geflecht von ca. 100 bilateralen Abkommen über Grenzziehungen und ethnische Minoritäten, die „ ... ein stabiles Europa schaffen sollen, das für den Frieden und die internationale Sicherheit notwendig ist“. Die weitere Arbeit hiermit soll in Zukunft von der Nachfolgerin der KSZE, der OSZE wahrgenommen werden.

Aus guten Gründen sind die Kriegs- und Konfliktgebiete im früheren Jugoslawien nicht mit in den Stabilitätspakt einbezogen. Kurzfristig betrachtet ist es jedoch bei seinem Entstehen geglückt, einen Teil der politischen Spannungen in Osteuropa zu verringern. Ob dem Stabilitätspakt auf längere Sicht nur eine symbolische Bedeutung zukommen wird, kann man jetzt noch nicht Voraussagen. Er unterstreicht aber die Aufmerksamkeit, die man heute den nationalen Minderheiten und dem Nationalismus im Europa der Zukunft widmen muß.

# Von der Grenzregion zur Kooperationsregion<sup>†</sup>

von *HOLGER VAJEN*

Im Auftrag der Regionalkonferenz wurde untersucht, wie die zukünftige regionale Entwicklung positiv unterstützt werden kann. Ergebnis: Es besteht grundsätzlich Bedarf an einer verbesserten Bündelung der regionalen Kräfte. Hierzu müssen Kooperationen verstärkt werden. Es sind drei Ebenen der Fortentwicklung zu unterscheiden:

- Ebene der Region: Wer sind die Kooperationspartner? oder anders: Wie groß ist die Region?
- Ebene der Kooperation zwischen Stadt Flensburg und Kreis Schleswig-Flensburg
- Ebene der Stadt Flensburg

Ein wichtiges Instrument, die Bündelung zu verbessern, ist eine neue Form der Wirtschafts- und Regionalförderung: WiR. Daran wird zur Zeit von Stadt und Kreis gearbeitet. Es bestehen gute Chancen, ein für Schleswig-Holstein innovatives und zukunftsweisendes Leitprojekt zu schaffen.

Wie groß ist die Region?

Der Regionen-Begriff wird auf europäischer Ebene viel gebraucht. Vom „Europa der Regionen“ ist die Rede. Andererseits beschleunigen Wirtschaftsaktivitäten und elektronische Vernetzung überregionale Aktivitäten in bisher nicht gekanntem Ausmaß. Maßnahmen zur Regional-Bildung könnten geradezu anachronistisch sein. Spätestens aber bei der Diskussion der sogenannten „weichen Standortfaktoren“ wird - neben den „harten Infrastruktur-Bedingungen“ wie Straßen- und Schienennetze - zunehmend das „soziale“ und kulturelle Betriebs-Umfeld einer Region bedeutsam. Der Faktor der Identifikation der Bewohner mit ihrer Region spielt eine große Rolle.

Was zu einer Region gehören soll, ergibt sich erst durch Festlegung. Die

---

<sup>†</sup> Der Beitrag des Leiters der Hamburgischen Institut für Arbeitswissenschaft und Organisationsentwicklung (HAO) erschien zuerst im Flensburger Tageblatt vom 23.05.1995. Er gründet sich auf ein umfangliches Gutachten zu „Fortentwicklung der Region Stadt Flensburg/ Kreis Schleswig-Flensburg“, das der Verfasser 1993 vorgelegt hat. Dazu wurden ca. 120 Gespräche überwiegend mit Handlungsträgern der Region geführt, die die regionale Entwicklung wesentlich bestimmen.

Schlüsselfrage: Was wird als eigenständige Region genannt? hat zum Ergebnis: Um sich fortentwickeln zu können, wird die Verflechtung von Stadt und Kreis als zunehmend notwendiger angesehen. Doch „eigentlich“ würde die Region erst mit Sønderjylland und Nordfriesland ausreichend groß und eigenständig sein. Jeder „Kundige“ weiß, daß eine solche Regionen-Vision an die hochbrisanten Fragen der letzten 150 Jahre rührt. Dennoch ist dieses „innere Regionenverständnis“ im südlichen Grenzgebiet weit verbreitet.

Andere Regionen werden z. Zt. gebildet: Die „K.E.R.N.“-Region südlich des Grenzlandes und nördlich von Sønderjylland „Triangel“. In dieser Konstellation ist die Frage unausweichlich, ob sich zwischen diesen beiden Regionen eine eigene Region behaupten kann. Die Antwort bestimmt die Zukunfts-Chancen der Region. Es ist das Verdienst der Regional-Konferenz, daß sie sich der regionalen Zielbildung stellt.

Die „neue“ Region ist die „alte“ Region

Die „neue“ Region hat eine lange Geschichte: Sie entspricht räumlich etwa der „alten“ Region des Herzogtums Schleswig vor 1864 im dänischen Gesamtstaat. Jede Fortentwicklung in Richtung auf die „neue“ Region bedeutet daher, sich mit der „alten“ Region auseinanderzusetzen. Will die „neue“ Region produktiv werden, so muß sie sich mehr als andere Regionen um eine ausreichend sichere Handlungsbasis kümmern und einen „langen Atem“ haben.

Für die „neue“ Region: Kreis Schleswig-Flensburg, Amtskommune Sønderjylland, Stadt Flensburg und Nordfriesland ist es nicht sinnvoll, eine einheitliche Identität herstellen zu wollen. Zwei unterschiedliche Identitäten hindern nicht daran, ein gemeinsames regionales Gebilde, die „neue, alte“ Region zu schaffen, mit dem sich auch die Träger unterschiedlicher Kulturen identifizieren können. Die gegenwärtige institutionelle Austauschverfahren ist nicht überwiegend „unkompliziert“ und „erfreulich“. Und es fällt den Verantwortlichen schwer, die „neue“ Region unbekümmert als zukünftige Zieldefinition zu setzen. Die pragmatische Variante lautet: Können nicht erstmal die Stadt Flensburg und der Kreis Schleswig/Flensburg stärker kooperieren? Zweifellos - dennoch muß von den Verantwortlichen die Antwort auf die langfristig bedeutsame Frage: Wie groß ist die Region? beantwortet und praktiziert werden.

Bedeutsam ist, daß Sønderjylland unter der sehr viel größeren Schwierigkeit steht, die „neue“ Region zu unterstützen: Geschichtliche Erfahrungen und die jetzigen Größenunterschiede zwischen den Ländern erweisen sich als Hemmnis.

Wichtig ist, daß die Industrie- und Handelskammer zu Flensburg von einer

eher proklamatorischen zu einer persönlichen Zusammenarbeit mit der dänischen Seite gekommen ist. Der Beginn der aktiven, grenzüberschreitenden Beziehung des Deutschen Gewerkschaftsbundes zu der dänischen Gewerkschaftsbewegung ist ein weiteres Beispiel.

Minderheiten mit „Brückenfunktion“?

Man muß unterscheiden zwischen den Beziehungen zur Minderheit (hier dänische Minderheit) und zur Mehrheit (auf dänischem Staatsgebiet). Wahrscheinlich ist, daß die Erfahrungen und Umgangsformen von der Mehrheit zur Minderheit nicht übertragbar sind auf die Beziehung zwischen den „Mehrheiten“ auf beiden Seiten der Grenze. Es muß der Minderheit „erlaubt“ sein, mehr Abgrenzungskonflikte zur eigenen Stabilisierung zu realisieren. Aus diesem Grunde würde die Minderheit als „Brücke“ zwischen den Mehrheiten überfordert sein - wiewohl Unterstützung sinnvoll ist. Die beiden Mehrheiten sollten erst einmal selbständig intensiver in Beziehung treten, um zu wissen, wie die Austausch zwischen ihnen produktiv werden können.

Von der Grenzregion zur Kooperationsregion

Die Region „K.E.R.N.“ ist sicherlich „deutscher“ und die Region „Triangel“ dänischer als die „neue“ Region. Das Besondere und die Chance der „neuen“ Region liegt in ihren zwei Kulturen. Die verstärkte Kooperation bedarf eines grundsätzlichen Wandels: Wie nutzen wir die Lebens-Erfahrung der „Grenz-Region, um die Basis für eine „Kooperations-Region“ zu schaffen.

Ein Baustein der Kooperationsregion ist die Entwicklung von WiR. Dadurch werden Integrationen sowohl innerhalb des Kreises Schleswig-Flensburg wie zwischen diesem Kreis, Nordfriesland und der Stadt Flensburg erreicht. Neben der Bündelung der regionalen Kräfte kann stärker mit einer Stimme gegenüber Sønderjylland gesprochen werden.

Stadt und Kreis

In der Stadt Flensburg sollte verstanden werden, daß die strukturelle Vielfalt im Kreis groß ist. Jede der Gemeinden hat die selbständige Verfügung über Gewerbeflächen. Es bestehen 136 verschiedene Einheiten im Kreis, während die Stadt mit 1 Stimme sprechen kann. Die Vielgliedrigkeit des Kreises schafft zwar eine hohe positive Identifikation der Bürger mit ihren kleinen Gemeinden, aber Wirtschaftsförderung hat es schwer, sich in engen örtlichen Interessen durchzusetzen. Die Kleingliedrigkeit des Kreises wird so zu einem Hemmschuh der eigenen Fortentwicklung. Zur Änderung findet z. Zt. ein intensiver Bewußtseinswandel in den Gemeinden, Ämtern und der Kreisverwaltung statt.

Die „harten“ Wirtschaftsstrukturentwicklungen (Straßen) werden erweitert um komplexere Themen aus der Region (Fortentwicklung Handwerksbetriebe, ÖPNV, Zusammenarbeit Betriebe und Hochschule).

Für die neuen Projektanforderungen fehlt es an Fachkompetenz im Kreis. Die 85.000 Einwohner-Stadt Flensburg finanziert je 3 Personen für die Wirtschaftsförderung und die Stadtentwicklung. Dagegen erbringt der Kreis mit 180.000 Einwohnern und der etwa gleichen Anzahl von Arbeitsplätzen wie die Stadt derzeit kaum Aufwendungen. Hieraus entstehen Defizite, die von der Stadt als Desinteresse für Entwicklungsthemen interpretiert werden. Der Kreis verdächtigt andererseits die Stadt Flensburg, mit ihren Fachleuten die Neuansiedlung von Betrieben an sich zu ziehen - obwohl die Betriebe selbst entscheiden.

136 Gemeinden können keine Projektstruktur für eine moderne Wirtschafts- und Regionalförderung aufbauen. Fördermittel werden nach Qualität der Projekte vergeben - und nicht nach dem „Gießkannen-Prinzip“. Die Projektentwicklung muß professionalisiert werden. Kompetente Projekte verbessern die Kooperation mit der Stadt. Dafür ist WiR notwendig.

#### Ebene der Stadt Flensburg

An Flensburg müssen aufgrund ihrer wirtschaftlichen Größe besondere Anforderungen für die Fortentwicklung der gesamten Region und nicht nur an die eigene Stadtentwicklung gestellt werden. Sie muß Vorreiterpositionen einnehmen. Das könnte z.B. bei folgendem Grundproblem geschehen. Berichtet wird, daß Handlungsträger (und Einwohner) zu viel „warten“ und als Begründung die periphere Lage angeben. Sie „sehen“ zu wenig, was vorhanden ist und kommen zu wenig zum praktischen Handeln und Kooperieren.

Es ist anzunehmen, daß eine stärkere Selbst-Verantwortung für die Fortentwicklung der Region möglich ist - im Zusammenwirken mit den entscheidenden Wirtschaftsentwicklungen. Bestimmte Geschichtsprozesse könnten zu einer verringerten Selbstverantwortlichkeit geführt haben, was änderbar ist. Während der Zugehörigkeit zum dänischen „Gesamtstaat“ war das Herzogtum Schleswig in Kopenhagen stark präsent durch die hohe wirtschaftliche Bedeutung Flensburgs und das höhere regionale Gewicht der Bevölkerungsanteile. Während der Grenz- Auseinandersetzung, die 1864 ihr vorläufiges und 1920 ihr stabiles Ende gefunden hat, erhielt die Region eine hohe „Aufmerksamkeit“. Sie hat für eine längere Zeit im Zentrum des nationalen Interesses gestanden. Nach 1870 bleibt die Aufmerksamkeit in bezug auf das Nationale bis 1920 bestehen, aber bei den übrigen Aspekten verändert sich die Lage dramatisch: Schleswig-

Holstein war eine preußische Provinz und geriet allein durch die geringe Anzahl der Bewohner und wirtschaftlich bezogen auf das gesamte Deutschland in eine vergleichsweise „unwichtige“ Position. Zudem ist zweifelhaft, ob das „Preußische“ trotz seiner innovativen Verwaltung verdecken konnte, daß das „Soldatisch-obrigkeitsstaatliche“ von vielen Flensburgern und Schleswigern nicht als „ihre Kultur“ akzeptiert wurde. Es scheint überlegenswert, ob in der Region durch den großen europäischen Konflikt und die Wandlung in eine preußische Provinz nicht die Möglichkeiten und Fähigkeiten eingeschränkt wurden, eigenständige Verantwortung aufrechtzuerhalten. Dies kann dann in dem häufigen Klagen über „die periphere Lage“ zum Ausdruck kommen, bin Wandel zu mehr Eigenverantwortlichkeit konnte die praktische Handlungs- und Kooperationsbereitschaft erhöhen. Flensburg kann beginnen, kritisch auf solche Positionen zu reagieren, die die vorhandenen Werte in der Region minimieren oder Wandlungsansätze „madig“ machen, indem sie das Positive betont. „Jammern ist mega-out.“

Die Öffnung der Stadt hin zur Region ist nicht einfach, weil sie ihre Entwicklung ohne das Umland gemacht hat. Ihre historische Orientierung und ihren Reichtum hat sie durch Regionen-Beziehungen weit außerhalb des direkten Umlandes erreicht.

#### Hohe wirtschaftliche Kontinuität

Bestimmte Wirtschaftsbranchen der Stadt haben eine lange Tradition und sind für die „ungestörte“ Selbst-Identität der Stadt von hohem Wert. Im Unterschied etwa zu Neumünster hat die Stadt Flensburg keine vergleichsweise schweren wirtschaftlichen Reorganisationprozesse durch den Zusammenbruch der Textil- und Lederindustrie durchmachen müssen. Es gibt auch negative Fortführungen, z. B. den Hafen. Auffällig ist die „Un-Entschiedenheit“ des direkten Förde-Ufers: „Verkümmerte“ Eisenbahnlinien und Ankerplätze für Autos statt für Schiffe können nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier Entwicklungsbedürfnisse liegen. Sie bleiben unrealisiert, solange sich die Stadt nicht von ihrem Selbstbild, eine Seefahrtstadt zu sein („Mythos Hafen“), verabschieden kann. Hier werden inzwischen neue Zielbildungen der Stadt umgesetzt.

#### Ober-Zentrum oder Synergie-Zentrum

Die Stadt hat ihren Gesichtskreis nach 1920 immer weiter verringert. Der „Tiefpunkt“ der Entwicklung wurde mit der Gebietsreform 1973/74 erreicht: Der alte Kreis Flensburg-Land wurde von der Stadt „abgelehnt“: Flensburg blieb kreisfrei. Das ist den Kragen-Gemeinden bis heute im Bewußtsein. Die Stadt mußte sich in den letzten Jahren öffnen, unter anderem durch die Begrenztheit der Gewerbegebiete und die Abfallentsorgung. Ein

positives Beispiel ist die Kooperation zwischen der Stadt und der Gemeinde Handewitt.

Fatal wäre eine Ausrichtung der Stadt in dem planerischen Selbstverständnis eines „Ober-Zentrums“. Von dänischer Seite wäre ein solcher Ansatz für die „neue“ Region sicherlich nicht akzeptabel eher ein Signal, daß Flensburg sich an den Maßstäben des traditionellen Herzogtums Schleswig orientiert. Dies würde auch der Vielfalt und dem bestehenden Ausbau der Infrastruktur im dänischen Bereich nicht Rechnung tragen. Die Stadt sollte Synergien herstellen, um die Potentiale der gesamten Region strategisch zu stärken. Eine Funktion wäre, zwischen den Städten der „neuen“ Region zu bestimmten Themen Netzwerke zu bilden, z.B. Technologie-Beratungskonzepte für kleine Betriebe.

Flensburg verfügte, historisch gesehen, über hervorragende Beziehungen zu vielen Teilen der Welt und dem dänischen Gesamtstaat. Warum sollte hier nicht wieder angeknüpft werden können? Die gegenwärtigen Wiederöffnungsprozesse der Stadt zeigen verstärkte Aktivitäten mit der Nahregion, dem Kreis und nach Sonderburg. Es sind Wege zu erkunden, wie die „historischen Reichweiten“ zu Fernregionen wieder aufgenommen werden können, wenn auch nicht mit den gleichen „Schiffahrtsinstrumenten“.

#### Kultur-Zentrum

In der „neuen“ Region könnte die Stadt Flensburg ein bedeutsameres Zentrum für die weitere Kultur-Entwicklung darstellen. Das gesamte Thema „Lebensstil-Entwicklung“ wäre hier zu nennen - auch als Impuls für Sønderjylland. Beispielhaft wäre eine großräumigere Halle für kulturelle Zwecke, wenn die dänischen Aspekte ausreichend Berücksichtigung finden. Weiterhin überlegenswert wäre die Unterstützung von anwesenden Künstlern in der Stadt und im Kreis. Auch die Nutzung von EU-Mitteln zur Stärkung des Kunst-Bereiches sind von hoher Bedeutung für Standortqualitäten der Zukunft. Dazu gehört ebenso die stärkere Förderung der „Werkkunstschule“.

Neue Wirtschaftsbereiche und Nutzung der Ausbildungseinrichtungen Im Bild der Bürger von ihrer Stadt erscheinen „moderne Industrien“ zu wenig präsent. Es hat sowohl durch die dänischen Wirtschafts-Ansiedlungen bis 1972 und beispielsweise auch durch Entwicklungen im elektronischen Bereich (Motorola und Zulieferer) intensive wirtschaftliche Fortentwicklungen gegeben. Diese Betriebe spiegeln sich bezüglich ihrer innovativen Zukunftsfähigkeiten aber zu wenig im „Stolz“ der Stadt, sprich in dem Bewußtsein der Bürger wider. Wie stark ist die politische Präsenz der

Stadt bei Betriebs-Erweiterungen oder bei Innovationsleistungen traditioneller Wirtschaftszweige, wie Transport? Flensburg hat landesweit einen überdurchschnittlichen Bestand an Software-Entwicklungsfirmen. Hat die Stadt ausreichende Informationen über den Bestand und die Bedürfnisse dieser Branche? Wie weit sind Netze geknüpft zwischen Software-Produzenten und der lokalen Wirtschaft oder den Hochschulen?

Regionale Zukunftssicherung bedarf der Nutzung regionaler Ausbildungseinrichtungen - Bildungswissenschaftliche Universität, Fachhochschule, Werkkunstschule: Zum einen zur qualifizierten regionalen Bedarfsdeckung, andererseits für Unternehmensgründungen. Spezielle Konzepte zur Unterstützung werden in Flensburg ausgebaut. Möglich sind übergreifende Projekte zur Integration der verschiedenen Ausbildungseinrichtungen. Die Campus-Flächen sollten stärker in das Stadtleben einbezogen werden. Die Kooperationen mit Betrieben der Stadt und des Kreises sind ausbaufähig. Unternehmensgründungen werden gefördert, wenn während des Studiums qualifizierte Nachfragestrukturen aufgebaut worden sind. Die Einrichtungen werden häufig an dem unerreichten Zustand einer „Volluniversität“ in Flensburg gemessen. Wie intensiv aber wird die vorhandene Ressource genutzt? Wie aktiv wird mit Einrichtungen der Industrie- und Handelskammer und der Wirtschaftsförderung zusammengearbeitet, um die Praxisnähe von Klein- und Mittelbetrieben positiv zu nutzen und Drittmittel in den Norden „zu holen“?

Positive Botschaften für und über den Wirtschaftsraum

Im Selbstbild der Stadt wird unzureichend berücksichtigt, daß in den letzten Jahren neue Arbeitsplätze geschaffen wurden: 1974: 36.700, 1984: 36.600 und 1993: 39.400. Verringerungen der Bundeswehrarbeitsplätze haben schwere wirtschaftlichen Rückwirkungen. Dennoch muß gefragt werden, was nach 5 Jahren des Wissens um Konvertierung an Vorbereitungen geleistet wurde. Der Einsatz für Standorterhalte ist wichtig, aber er enthält die Gefahr, daß negative Botschaften in der Region betont werden (Plakat am Rathaus gegen Bundeswehrabzug: „Protest, Herr Ruhe“). Dies verstellt den Blick auf die hohe Anzahl geschaffener Arbeitsplätze (Alternative: „Glückwunsch, Motorola“). Eine nach vorn gerichtete Zielorientierung setzt an diesem Potential an und kümmert sich um intensive Netzwerke in Richtung regionale Zulieferer und Transfer-Effekte zu den Ausbildungseinrichtungen.

WiR

Es wird in der Region keine umfangreichen Neuansiedlungen von Betrieben geben. Die Bestandspflege ist die produktivste Form der Zukunftssi-

cherung. Das Konzept der gemeinsamen Wirtschafts- und Regionalförderung (WiR) hat folgende Komponenten:

- Schaffung ausreichender und gleichrangiger Fachkompetenz für Stadt und Kreis zur abgestimmten Wirtschafts- und Regionalförderung
- Verbesserung der Kooperationsbasis zwischen Stadt, Kreis und Sønderjylland
- Bündelung wirtschaftsbezogener Leistungen: von Beratung zu Fördermitteln, dem Technologietransfer bis zur klassischen Wirtschaftsförderung
- Integration wirtschaftsbezogener und „weicherer“ Themen, wie Kultur und Tourismus in Form neuer Projekte
- Projekt-Management-Aufgaben, um finanzielle Mittel im regionalen Wettbewerb einzuwerben
- Herstellung von Kooperations-Unterstützungen mit nördlichen und östlichen Wirtschaftsräumen. Zielt nicht nur auf direkte Wirtschaftsansiedlungen, sondern auch auf Vernetzungen mit nördlichen oder östlichen Wirtschaftspartnern (Betriebe in der Region als „Carrier“).

Die Anteile von Stadt und Kreis sollten gleichgewichtig sein und die Gemeinden direkt in die Verantwortung einbezogen werden. Ein enger Kontakt zur Kreisverwaltung muß gewährleistet sein. Es müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß sich die Aktivitäten von WiR nicht in der Kleinteiligkeit und den Ängsten einzelner Gemeinden verlieren. Ein neues Bewußtsein auf Gemeindeebene und Kreisebene ist hierfür aufzubauen. Auf der Ebene der Projekte von WiR ist Nordfriesland einzubeziehen, um die notwendige kritische Masse interessierter Betriebe zu erreichen.

Auch Zeitungen können durch einen für Schleswig und Flensburg einheitlichen Informationsteil, der wesentliche Nachrichten aus der „neuen“ Region für alle enthält, einen wichtigen Beitrag zu einer gemeinsamen Bewußtseinbildung leisten.

Die Gemeinden wollen sich zusammen mit der Kreisverwaltung an einer gemeinsamen Wirtschafts- und Regionalförderung mit der Stadt Flensburg direkt verantwortlich beteiligen. Dieser Gestaltungsprozeß innerhalb des Kreises ist von der Stadt aktiv und vor allem mit Geduld zu unterstützen. Kreis, Gemeinden und Stadt unternehmen hier etwas, was in Schleswig-Holstein bisher einmalig ist. Durch die Bündelung der eigenen Ressourcen beginnt die Region, eine höhere Selbstverantwortlichkeit zu übernehmen und Grundlagen für eine eigenständige, „neue, alte“ Region zu schaffen.

### Informationsfahrten des Grenzfriedensbundes nach Ladelund und Frøslee

Anfang September war der Grenzfriedensbund wieder unterwegs. 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben wir Gedenkstätten aufgesucht, die in unserem heimatlichen Grenzland an diese wohl schrecklichste Zeit des Jahrhunderts erinnern.

In Ladelund, einem kleinen, sonst kaum bekannten Dorf in Nordfriesland, gab es im November/Dezember 1944 ein Barackenlager, ursprünglich für den Reichsarbeitsdienst gebaut, in dem ein paar tausend Männer unter entsetzlichen Bedingungen leben mußten, um Befestigungsanlagen zu bauen, die eine Landung der Alliierten verhindern sollten. Die Männer stammten zu einem großen Teil aus Holland, aus dem Dorfe Putten, das von der deutschen Wehrmacht aus Rache für eine Tat der Widerstandsbewegung vernichtet worden war. Andere kamen aus Polen, Dänemark und anderen Ländern. Alle waren Gefangene im deutschen KZ-Lager Neuengamme bei Hamburg und sind von dort nach Ladelund geschickt worden, um den militärisch sinnlosen und überflüssigen Panzergraben zu bauen. Unter den Schlägen der SS-Bewacher, der völlig unzureichenden Ernährung und Versorgung und ohne ärztliche Betreuung starben in nur sechs Wochen 300 Männer, die auf dem Friedhof unter kläglichen Umständen ihre letzte Ruhe fanden. Die Grabanlage und mehrere Gedenksteine verkünden heute die Namen der Opfer eines unmenschlichen Systems. Ein kleiner Bau, der in den letzten Jahren entstanden ist, enthält eine Ausstellung, in der nüchtern und objektiv die Geschichte dieses unsäglichen Lagers dargestellt wird. Ein Videofilm und viele Bildtafeln und manche Schriften vermitteln dem Besucher einen nachhaltigen Eindruck. Von Pastor Meyer ist die Rede, der damals die Opfer bestattete und ihre Namen festhielt, und von Pastor Richter, der sein Nachfolger war und vor allem eine Beziehung zu den Bewohnern des holländischen Dorf Putten aufbaute, die bis heute gepflegt wird. Zu reden ist auch vom wissenschaftlichen Leiter der Dauerausstellung, Dr. Leppien, der mit Schülerinnen und Schülern der Flensburger Auguste-Viktoria-Schule den Grundstein für die Dokumentation gelegt hat, und auch vom Grenzfriedensbund, der die Arbeit Leppiens begleitet und nach Kräften unterstützt hat. Heute hat das Haus unter der Zuständigkeit der Nordelbischen Kirche eine hauptamtliche Leitung, die in den Händen von Frau Penno liegt.

Unsere Mitglieder waren von dem Gesehenen und Gehörten tief beeindruckt und verließen bewegt diese wichtige Stätte des Erinnerns in unserem Land. Der Nachmittag brachte uns nach Frøslee, genau genommen ins Frøslev-Lager eben

nördlich der Grenze bei Bau bzw. Pattburg.

Hier wurde 1944 nach einer Vereinbarung zwischen der deutschen Besatzungsmacht und der dänischen Regierungsverwaltung ein riesiges Barackenlager gebaut, in dem dänische Gefangene untergebracht wurden, die damit dem Abtransport in deutsche KZ-Lager entgehen sollten.

Leider haben die Deutschen in zahllosen Fällen diese Zusage nicht eingehalten; aber die Gefangenen in Frøslee hatten es, weil dänisch versorgt, besser als in anderen Lagern der Deutschen. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachten die Dänen hier – jetzt unter dem Namen Fårhus-Lager – eigene Landsleute unter, die mit den Deutschen kollaboriert hatten, und vor allem Angehörige der deutschen Minderheit, die als dänische Staatsbürger sich ebenfalls durch Zusammenarbeit mit den Deutschen nach dänischer Rechtsauffassung schuldig gemacht hatten.

Dieses Lager ist weitgehend erhalten, z.T. erneuert und enthält heute einige Einrichtungen, die mit der ursprünglichen Zwecksetzung nichts zu tun haben. Aber es vermittelt immer noch einen Eindruck von Zwang und Macht und Herrschaft über Menschen. Es sollte als schlechtes Beispiel staatlicher Gewalt erhalten bleiben und zu einem besseren Umgang der Völker miteinander mahnen.

Die Teilnehmer der Fahrt gingen stiller als sonst auf den Heimweg. Aber daß wir uns erinnern müssen, daß wir das alles nicht vergessen dürfen, darin waren sich alle einig.

*Artur Thomsen*

Königin: „Heutige Verhältnisse im Grenzland gelten als Wunschtraum“

*Auch tausendfacher Beifall für den BdN-Hauptvorsitzenden Hans Heinrich Hansen / Staatsminister: „Erfolgsgheimnis ist die Behandlung der Minderheiten“ / Amtsbürgermeister Kresten Philipsen: Offenheit gegenüber Europa*

-uk- DÜPPEL. „Die Verhältnisse im Grenzland werden heute oft als ein Vorbild gesehen; ja, sie gelten für viele als ein Wunschtraum“, hat Königin Margrethe II. gestern beim Volksfest in Düppel aus Anlaß des 75. Jahres nach Angliederung Nordschleswigs von Deutschland nach Dänemark erklärt.

Die Entwicklung seit der Volksabstimmung und der Grenzziehung von 1920 habe gezeigt, „daß man zu seinem Erbe stehen und sich an seine Vergangenheit erinnern kann, ohne sich darin zu begraben und ohne sich in Selbstgenügsamkeit zu verschließen“, sagte Margrethe vor rund 15.000 Zuhörern in der Königsschanze.

In groben Zügen ließe sich die Grenze als „Gesinnungsgrenze“ bezeichnen, „wo Gesinnung und Staatsbürgerschaft miteinandergehen“. Dabei dürfe man jedoch

keineswegs vergessen, daß auf beiden Seiten der Grenze Minderheiten zurückgeblieben seien. „Bei ihnen mußte das Abstimmungsergebnis unweigerlich Trauer und Enttäuschung hervorrufen; sie mußten sich als Verlierer fühlen. Noch viele Jahre mit großen Schwierigkeiten mußten sie durchmachen, bis jahrhundertalte Gegensätze im Grenzland“ – die Königin erinnerte an die dänischerseits gefühlsstarken Jahreszahlen 1864 und 1920 – „abgemildert werden konnten.“ Margrethe II.: „Wir können uns nicht vorstellen, wie wir selbst und unser Land ohne diese epochemachenden Jahreszahlen gewesen wären.“ Inzwischen hätten „länger als ein Menschenalter ein gutes Verständnis und ein ehrlicher Wille zur Zusammenarbeit“ zum heutigen vorbildhaften Verhältnis im Grenzland beigetragen.

„Es ist nicht selbstverständlich, daß kleine Länder ein so gutes und gleichwertiges Verhältnis zu einem großen Nachbarn haben wie wir zu Deutschland“, sagte Staatsminister Poul Nyrup Rasmussen. „Das deutsch-dänische Modell der Koexistenz erregt internationale Aufmerksamkeit – und mit Recht.“ Obwohl es mit den hiesigen Verhältnissen Zusammenhänge und daher nicht auf andere Stellen Europas übertragbar sei, könne es „dennoch Inspirationen geben“.

„Das Geheimnis des Erfolges ist vielleicht“, sagte Nyrup Rasmussen, „daß wir die Minderheiten auf beiden Seiten der Grenze so behandeln, wie wir selbst behandelt werden wollen.“ Die dänische Gesinnung sei gleichbedeutend mit Kenntnis der eigenen Zugehörigkeit, Sprache, Wurzeln und Kultur. Sei der daraus resultierende Selbstrespekt in Ordnung, habe man auch Respekt und Toleranz gegenüber anderen.

Ein älterer dänischer Nordschleswiger werde diesen Tag mit anderen Gefühlen verbinden als ein deutscher, stellte der Hauptvorsitzende des Bundes deutscher Nordschleswiger (BdN), Hans Heinrich Hansen, fest. „Wir haben Respekt vor diesen Gefühlen – auch vor jenen, die unsere Teilnahme am dänischen Volksfest nicht gewünscht haben –, aber Gefühle und Vernunft sind keine Gegensätze.“ Die Einladung an die deutsche Volksgruppe zur offiziellen Teilnahme am Fest sei „Handschlag und Ausdruck dessen, daß aus Toleranz inzwischen gegenseitiger Respekt geworden ist“.

Minderheit und Mehrheit „leben heute friedlich zusammen in einer bereichernden Wechselwirkung zweier Kulturen“, sagte Hansen. „Deshalb gibt es heute keine Verlierer, sondern nur Gewinner.“ Die deutsche Volksgruppe bekenne sich zu ihrer Geschichte – Grenzrevisionsforderung in den 20er und 30er Jahren, eigene überwiegend nationalsozialistische Ausrichtung und deutsche Besetzung Dänemarks von 1940 bis 1945 –, habe aber gelernt, im Guten wie im Bösen mit ihr zu leben. „Sie bekennt sich zu ihrer Geschichte und damit auch zu ihrer Mitverantwortung für diese dunkle Periode.“

Eine Grenzveränderung nach 1920 hätte zu „langen und tiefen Spuren zwischen

Dänisch und Deutsch“ führen müssen, vermerkte Amtsbürgermeister Kresten Philipsen. Heute komme es angesichts der internationalen europäischen Entwicklung auf Offenheit an, deren Grundlage die eigene nationale dänische Identität sei. „Aber unsere Identität als Dänen geben wir nicht auf. Begriffe wie Integration oder Zusammenschmelzen in der Grenzregion zählen nicht zu den politischen Zielen.“

„Es ist richtig und gut, daß die Grenze von 1920 blieb“, unterstrich auch SSV-Vorsitzender Heinrich Schultz und wünschte weiterhin eine positive Entwicklung zu Achtung und Respekt des anderen.

*Nordschleswiger, 12.7.1995*

## Historisch

dm. Es war eine würdige und dennoch lockere dänische Wiedervereinigungsfeier auf Düppel: gewiß national tausendfach in Danebrogs eingepackt, aber ohne nationalistische Enthüllung, so daß auch Vertreter der deutschen Minderheit ihre Einladung und ihre Teilnahme in der Königsschanze gar nicht zu bereuen hatten. Mit 15.000 Gästen war der Besuch niedriger als erwartet, aber Prognosen, wonach 50.000 kommen würden, haben sicherlich manchen eher abgeschreckt. Dies tat jedoch der Feststimmung keinen Abbruch, und man muß auch sagen, daß – ohne vorherige Abstimmung – auch die einzelnen Reden gut zueinander paßten. Jeder setzte so seine Akzente. Natürlich bekam die Rede der Königin den größten Beifall, weil darin auch die Herzenswärme, sagen wir ruhig Liebe, zwischen Königshaus und dänischen Nordschleswigern zum Ausdruck kam. Aber Königin Margrethe blickte nicht nur mit Komplimenten an ihre Landsleute zurück, sondern sie unterstrich ganz besonders die Entwicklung, die seit einem Menschenalter bewiesen hat, daß man zu seinem Erbe stehen und seine Vergangenheit erinnern kann, ohne sich darin begraben und sich durch Selbstgenügsamkeit zu verschließen. Wenn das die besondere regionale Identität Nordschleswigs ist, von der Gastgeber Kresten Philipsen sprach, dann war es nicht nur mutig, sondern auch richtig, die deutsche Minderheit an diesem historischen Tag trotz Protesten mitwirken zu lassen. Hans Heinrich Hansen hatte recht mit seinen Worten, daß es heute keine Verlierer mehr gibt, sondern nach 75 Jahren nur Gewinner, denn der Beifall als Gradmesser für seine mit großer Spannung erwartete Rede war offen und freundlich.

*Nordschleswiger, 12.7.1995*

„Wir wohnen getrennt, haben uns aber gerne und arbeiten zusammen“  
*Grenzüberschreitende Zusammenarbeit Thema der Podiumsdiskussion bei Grenzlandkongreß*

(jüs) APENRADE. „In der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit ist zwar vieles im Gange, aber die meisten Dinge funktionieren einfach nicht so schnell. Wir stehen jetzt am Beginn einer Periode, in der wieder EU-Gelder verteilt werden. Deshalb müssen wir jetzt zusammen die Prioritäten setzen“, erklärte der schleswig-holsteinische Europaminister Gerd Walter im Rahmen der Podiumsdiskussion zum Abschluß des 1. Grenzlandkongresses, der im Apenrader Amtshof stattfand.

„Nach 1999 wird es für das deutsch-dänische Grenzland nicht mehr so viele Mittel geben, weil dann die Osterweiterung der Europäischen Union ansteht“, so Walter weiter. Der Politiker verneinte gleichzeitig die provozierende Frage aus dem Publikum, ob die deutsch-dänische Zusammenarbeit überhaupt nur wegen der EU-Mittel funktioniere. Auch werde nicht alles in Brüssel entschieden, was hier in der Region abläuft. „Wir können selbst eingreifen, und zwar über das Interreg-Programm.“

Dr. Henning Bachmann von der Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg warnte in der Debatte vor „zu schönen Sonntagsreden“, die eigentlich verhindern, daß Dinge in die Praxis umgesetzt werden können.

Europa-Parlamentarier Bertel Haarder (V) wies darauf hin, daß die Interreg-Mittel nicht ewig vorhanden sein werden und jetzt genutzt werden müßten, solange sie zu greifen sind. „Ich muß mich dafür entschuldigen, daß die Dänen, was die EU und grenzüberschreitende Zusammenarbeit angeht, manchmal zu lahm erscheinen. Aber das täuscht. Wenn etwas Handfestes vorliegt, machen wir auf jeden Fall mit“, meinte Haarder und verwies auf die dänische Mentalität, geprägt von einer „Kombination von Minderwertigkeitskomplexen und Selbstüberschätzung“.

Im Rahmen der Podiumsdebatte wurden noch einmal die wichtigen Themen, auch Alltagsprobleme der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, aufgegriffen: unterschiedliche Ausbildungssysteme – wo bleibt die gegenseitige Anerkennung?; Arbeitsmarktordnungen – unterschiedliche Regeln in beiden Ländern; deutsch-dänische Medienzusammenarbeit – öffentlich-rechtlich oder privat?; Einbeziehung der Jugendlichen – grenzüberschreitendes Festival; gemeinsame Vermarktung kultureller Veranstaltungen (siehe Henning Bachmanns Vorschlag einer „Kulturbörse“) und vieles mehr.

Dabei gab es immer wieder die Anregung, den zuerst von Gerd Walter angesprochenen und später von Kresten Philipsen aufgegriffenen Aspekt der Institutionalisierung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in künftige Überlegungen miteinzubeziehen.

„Im kulturellen Bereich hat es schon einige Lichtblicke gegeben, aber das waren nur Einzeldinge. Wir brauchen die Institutionalisierung, um von den Zufälligkeiten wegzukommen – über Institutionen garantiert man die Stetigkeit in der Grenzlandzusammenarbeit“, so Bachmann. Deshalb sei es auch richtig, ein Europäisches Minderheiten-Zentrum in eine Vorbildregion wie das Grenzland zu plazieren.

Als negatives Beispiel für Grenzlandzusammenarbeit brachte Philipp Iwersen, Tingleff, das gescheiterte Projekt der ökologischen Landwirtschaftsschule in die Debatte ein. „Warum hat es hier einen Bruch in dieser Vision gegeben? Es ist doch soviel Vorarbeit geleistet worden.“ Für die deutsche Volksgruppe wies BdN-Vorsitzender Hans-Heinrich Hansen auf den Respekt und die Toleranz hin, die man sich im Grenzland entgegenbringen müsse. Für die dänische Minderheit südlich der Grenze erklärte Heinrich Schultz: „Hier beginnt ein vielversprechender Austausch zwischen Mehrheit und Minderheit, der auch mit Hilfe dieses Kongresses fortgesetzt werden sollte. Denn die Akzeptanz der Mehrheitsbevölkerung ist das Problem bei unserer Zusammenarbeit, nicht die Minderheiten.“

Im Dialog forderten Bertel Haarder und Gerd Walter nochmals gegenseitige Kritik und auch gegenseitige Anregung – gerade, wenn es darum gehe, das unterschiedliche kulturelle Angebot füreinander zu öffnen. Der Vergleich, daß die grenzüberschreitende Zusammenarbeit einer Vernunftehé gleiche, in der man Küche und Wohnzimmer gemeinsam benützt, jedoch das Schlafzimmer nicht, wurde von der schleswig-holsteinischen Landtagspräsidentin Ute Erdsiek-Rave wie folgt nachgebessert: „Es ist eher wie eine moderne Lebensgemeinschaft. Man hat sich gerne, will auch miteinander zu tun haben, wohnt aber getrennt.“

Kresten Philipsen wies abschließend daraufhin, daß es unzählige Möglichkeiten innerhalb der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit gebe, doch müsse man auch bedenken, daß in Dänemark und in Deutschland derzeit kräftig gespart werde und die öffentlichen Budgets aus diesem Grund stark unter Druck stehen.

*Nordschleswiger, 19.8.1995*

## Landtagspräsidentin Ute Erdsiek-Rave beim 1. Grenzlandkongreß: Erfreuliche Resonanz

Landtagspräsidentin Ute Erdsiek-Rave bezeichnete in ihrer Begrüßung den 1. Grenzlandkongreß als Vorläufer einer wünschenswerten Regionalversammlung für das ganze Grenzland. Sie sagte:

„Ich darf Sie nach Kresten Philipsen ganz herzlich zu diesem Ersten Grenzlandkongreß begrüßen und bitte Sie um Verständnis, wenn ich mich zu

Beginn ganz herzlich bei Kresten Philipsen und seinen Mitarbeitern bedanke, daß dieser Kongreß hier und heute stattfinden kann.

Die Vorbereitung war grenzüberschreitend, und das Ergebnis kann sich wahrlich sehen lassen. Wesentlich größer als erwartet war die Resonanz auf unsere Einladung, und ich freue mich, daß so viele Repräsentanten von Institutionen, Verbänden, Kommunen diesseits und jenseits der Grenze heute nach Apenrade gekommen sind. Wir fühlen uns in unserer Vorstellung bestätigt, daß in diesem besonderen Jahr 1995 nicht nur zurückgeschaut bzw. gefeiert werden soll, sondern daß wir auch eine besondere Gelegenheit schaffen, nach vorn zu schauen, Perspektiven für unser Grenzland, gemeinsam und grenzüberschreitend, zu diskutieren und weiterzuentwickeln. „Raum für Visionen“ – welche Wege werden wir, d. h. Schleswig-Holstein und Dänemark, im Grenzland gehen? Welche Bedeutung kommt zukünftig dieser Region innerhalb der größeren Region am mare balticum zu? Welche Kriterien setzen wir im Grenzland für die Einigung im gesamten Europa? Welche Instrumente sind notwendig, um diese drei Fragen zu beantworten? Es liegt in unserem Interesse, unser Grenzland zu einer modernen und zukunftsorientierten Region zu entwickeln. Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Länder, Regionen und Subregionen ist ja nicht eine Konkurrenz zur nationalen Außenpolitik, sondern eine sinnvolle und notwendige Ergänzung.

Wir alle wissen, daß oftmals ein weites Feld zwischen den Kontakten der nationalen Regierungen und den Hoffnungen der Menschen gerade in Grenzregionen liegt. Dieses Feld zu bearbeiten, ist also eine wichtige Aufgabe und ein Beitrag dazu, daß Europa an seinen inneren Grenzen zusammenwächst.

Diese Art und Weise der Kooperation setzt föderalistische Strukturen voraus, d. h. die Eigenständigkeit der Regionen und Subregionen.

Schleswig-Holstein und das Amt Sønderjylland sind schon jetzt selbständige Partner; es existieren Modelle der Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen der Kulturpolitik, der Sozial- und Wirtschaftspolitik.

Wir wollen heute das Grenzland als „Raum für Visionen“ betrachten, also darüber diskutieren, wie und in welchen Bereichen die Zusammenarbeit ausgeweitet oder vertieft werden kann.

Dieser Kongreß ist somit eine Regionalversammlung, wie sie es bisher noch nicht gegeben hat, und ich stelle mir vor, daß der nächste Kongreß – der dann in Schleswig-Holstein stattfinden wird – vielleicht nur ein Schwerpunktthema hat.

Wir wissen, daß die Folgen sozialer, kultureller und ökologischer Entwicklungen nicht an Staatsgrenzen haltmachen und Probleme zur Lösung anstehen, mit denen die Zentralregierungen nicht so vertraut sind wie die Regionen selbst.

Unser Grenzland ist ein innovativer Lebens- und Erholungsraum, verkehrstechnisch eine wichtige Drehscheibe; es geht um wirtschaftliche

Entwicklung, um Arbeitsplätze ebenso wie um die Weiterentwicklung der kulturellen Kooperation, letztere durchaus mit dem Ziel, ein gemeinsames Bewußtsein für unser Grenzland zu entwickeln.

Wir brauchen auch in der Zukunft vertiefende und immer neue völkerverbindende Aktivitäten. Der Grenzlandkongreß kann sie entwerfen und zur Diskussion stellen. Ich freue mich, daß es gelungen ist, den „Grenzlandpreis“, der in diesem Jahr zum ersten Mal verliehen wird, ins Leben zu rufen und heute zu überreichen.“

*Flensburg Avis, 31.8.1995*

„Kultur: die Petersilie auf den Fleischtöpfen der Ökonomie“

*Dr. Henning Bachmann von der Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg stellte auf Grenzlandkongreß fünf Thesen über Kulturaustausch auf*

(N) APENRADE. Dr. Henning Bachmann von der Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg hat, wie berichtet, auf dem ersten Grenzlandkongreß in Apenrade, bei dem Kultur ein Dialogthema war, fünf Thesen darüber aufgestellt. Vorher fragte er jedoch argwöhnisch, ob jemand daran gedacht haben sollte, daß „Kultur definiert wird als die Gesamtheit von Wertorientierungen und geistigen wie gestalterischen Leistungen, daß Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, Sozialstaat und Rechtsordnung Kulturleistungen sind, daß der Umgang mit der Natur Ausdruck kulturellen Handelns ist, genauso wie die Regeln und Normen der Arbeitswelt und die Gegenstände ökonomischer Produktion Kulturleistungen sind.“

Dann trug er seine Thesen vor.

#### *These I*

##### *Kultur ist Dekoration.*

*Kultur ist die Petersilie auf den Fleischtöpfen der Ökonomie.*

Eine Gesellschaftsordnung, die den Egoismus zum Motor gewählt hat, muß zwangsläufig materielle Werte zu Lebenszielen erklären. Geistiger Besitz oder Werte christlicher Erziehung werden zum Ballast, so wie Petersilie auf der Fleischplatte: nicht nötig, aber ganz hübsch. Das Entwicklungskonzept für die deutsch-dänische Grenzregion, so wie es am 6. Mai 1994 in Sonderburg beschlossen wurde, bestätigt diese These. Das Papier enthält eine dreistufige Prioritätenliste mit 34 Projekten. Das 34. und letzte Projekt – der Absteiger also – heißt „Kulturkooperation“.

#### *These II*

### *Kulturinfrastruktur im Grenzland – das unbekannte Wesen*

Geht man davon aus, daß das Grenzland ländlich strukturiert ist – trotz der Städtchen und Städte wie Hoyer und Flensburg –, dann gibt es eine hochrangige kulturelle Infrastruktur: „Theater, Museen, Orchester, Volkshochschulen, Musikschulen, Schulen, Bildungsstätten und Freizeitheime, Galerien und Messen, Künstler und Köche bilden ein so enggeknüpftes kulturelles Netz, wie es nur wenige deutsche oder dänische ländlich strukturierte Gebiete aufweisen können. Gemeinde-, Amts-, Kreis- und Landesgrenzen verhindern eine überregionale Verknüpfung. Kooperation geschieht nur zufällig durch persönliche Bekanntschaften. Eine aktuelle grenzüberschreitende „Verknüpfungszentrale“ ist seit langem überfällig.

### *These III*

#### *Das strukturelle Ungleichgewicht – die Nachteile der „schiefen Schlachtordnung“*

Die unterschiedliche Kommunalordnung in Dänemark und in Schleswig-Holstein erschwert eine gleichrangige, interessenorientierte Kooperation.

Ob das Amt Sønderjylland ein passender Partner für das Land Schleswig-Holstein ist, kann bezweifelt werden. Die Stadt Flensburg oder der Kreis Nordfriesland sind ebenfalls keine gleichrangigen Partner. Kreise gibt es in Dänemark nicht, dänische Gemeinden sind weitaus finanzstärker als deutsche. Der Landesregierung in Kiel fehlt der Zugriff auf die lokale Gestaltungsebene. Partner stehen jeweils eine Treppenstufe zu hoch oder zu tief – und manchmal sogar auf der völlig falschen Treppe. Der Landesteil Schleswig wäre der angemessene Partner für Sønderjylland – im Kulturbereich ist diese Kooperationsebene versucht worden. Die erfolgreiche „Schiefe Schlachtordnung“ Friedrich II. schafft im Grenzland eher Unordnung.

### *These IV*

#### *Minderheiten als Kulturvermittler – das Dilemma von Hansen und Meyer*

Einfache Gemüter könnten glauben, daß Minderheiten natürliche Kulturvermittler seien. Sie sind es allerdings nur selten. Auf einem Grat wandernd zwischen Assimilierung und Ghettoisierung, konzentriert sich die Minderheit darauf, den Absturz zu vermeiden.

Jede Minderheit braucht ein gewisses Maß an Ghettonalität, um gedeihen zu können.

Dieser gruppenstärkende Außendruck verhindert allerdings eine unvoreingenommene Öffnung den Bürgern des Herbergsstaates gegenüber: Kann eine Lehrerin an der deutschen Schule in Dänemark ihr Kind zur dänischen Schule geben? Kann ein türkischer Junge Mitglied eines dänischen Fußballvereins in Deutschland sein?!

Die Hansens und Meyers der Welt werden von diesen Fragen ständig eingeholt. Möglich ist nur eine eingeschränkte kulturelle Mittlerrolle der Minderheit.

### *These V*

#### *Die Situation ist kompliziert – na und?!*

Wenn der Eindruck entstanden sein sollte, daß die Situationsanalyse nur Resignation zuläßt, dann wäre das falsch. Schon die kulturellen Gemeinschaftsprojekte der Vergangenheit beweisen das Gegenteil: Konzerte des Landesorchesters und des Sønderjyllandsorchesters, grenzüberschreitende Bilderausstellungen, gemeinsame deutsch-dänische Autorenlesungen, Theateraufführungen deutscher Bühnen in Dänemark und dänischer Bühnen in Deutschland und die gemeinsamen dänisch-deutschen historischen oder archäologischen Arbeiten sind Beispiele positiver Grenzlandarbeit.

Die Vorschläge der deutsch-dänischen Kulturfachgruppe für das Interreg-II-Programm deuten neue Arbeitswege und Arbeitsfelder an.

Vertreter des Landesteils Schleswig (Flensburg, Schleswig-Flensburg und Nordfriesland) haben zusammen mit Kulturmanagern von Sønderjylland zukunftssträchtige Gemeinschaftsprojekte entwickelt: Alle Museen im Grenzland sollen eine zweisprachige Beschilderung erhalten.

Ein Finanzpool soll grenzüberschreitend Ausstellungsaktivitäten ermöglichen. Es wäre über Kooperationsmodelle zwischen den Sinfonieorchestern nachzudenken. Eine elektronisch gestützte „Zentrale Vermittlungsstelle“ für Kulturangebote würde Kommunal- und Landesgrenzen niederlegen.

Als „kulturlobbyistischer, neugieriger Betrachter des Grenzlandes“ so Dr. Henning Bachmann, glaube er an eine zukünftige, grenzüberschreitende kulturelle Öffnung, auch wenn das Projekt „Kulturaustausch“ im Entwicklungskonzept für die dänisch-deutsche Grenzregion mit Rang 34 den letzten Platz einnimmt.

*Nordschleswiger, 22.8.1995*

### **Erster Grenzlandkongreß**

dm. Der erste Grenzlandkongreß, den Schleswig-Holsteins Landtagspräsidentin Ute Erdsiek-Rave und Nordschleswigs Amtsbürgermeister Kresten Philipsen gestern im Apenrader Amtsrathaus durchführten, hatte nicht nur wegen der Premiere etwas Besonderes an sich: Erstmals wurde der gemeinsam gestiftete Grenzlandpreis verliehen - an den Hadersiebener Schullehrer Jacob Clausen für sein Grenzlandspiel. Folketingspräsident Erling Olsen ließ es sich nicht nehmen, selbst die Laudatio vorzunehmen. Clausen, der mit seinem denkwürdigen Grenzlandspiel auf Düppel im Rahmen der 75-Jahr-Feierlichkeiten über

Nordschleswig hinaus Anerkennung fand, nannte selbst das Grenzland eine Goldgrube für Dramatiker – auch und gerade wegen der Zweiströmigkeit. Philipsen räumte offen ein, daß ihm die Idee zu diesem ersten Grenzlandkongreß in gewisser Weise auch als Protest gekommen sei, da sich seine ursprünglichen Vorstellungen über die deutsche Teilnahme auf Düppel nicht hatten realisieren lassen. Mit der Landtagspräsidentin war er sich deshalb darin einig, nach dem Rückblick auf die Geschichte nun den Angriff auf die Zukunft zu wagen – mit diesem Grenzlandkongreß, der als Raum für Visionen auch Fortsetzung finden soll.

Eine einmalige Geschichte sollte die Veranstaltung nicht sein. Dazu war der Start nicht nur wegen der starken Teilnahme von Deutschen und Dänen einfach zu gut. Nein, der gestern geführte Grenzlanddialog macht Sinn, weil eben das Frontdenken von einst überwunden ist und weil alle Lager - Mehrheiten wie Minderheiten - ehrlich und damit auch (selbst-) kritisch miteinander umgehen können. Die Thesen von Dr. Henning Bachmann, seines Zeichens Direktor der Kulturstiftung des Kreises Schleswig-Flensburg, u.a. mit der Forderung nach einer grenzüberschreitenden Kulturbörse sind ein Beitrag für neue, das Thema weiter vertiefende Diskussionen, die nicht nur in Politiker-Kreisen zu führen sind. Die dänische Pastorin Try de Haarløv aus Klipleff, Tochter des einstigen Tonderaner Amtmanns Tyge Haarløv, ging mit ihrem Vorschlag nach schleswigischen Spielen sicherlich über die Alltags-Realitäten hinaus, aber ihre Anregungen etwa zu einem deutschdänischen Jugendfestival sind verfolgungswürdig, weil es eben in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit so wichtig ist, diese Frage nicht nur von oben her anzugehen, sondern auch von unten die feste Basis für zwischenmenschliche und zwischen-nationale Beziehungen zu knüpfen. Aufsehenerregend war der Vorschlag von Minister Gerd Walter, die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zu überdenken und nun doch eine Institutionalisierung anzustreben – etwa in Form der Schaffung einer grenzüberschreitenden Regionalversammlung. Ob dies dann der richtige Weg wäre, muß vorurteilsfrei erörtert werden, wobei Kresten Philipsen gleich seine Bereitschaft zum Überdenken auch bisheriger dänischer Positionen unterstrich, will heißen, daß er nicht per Definition gegen eine Institutionalisierung ist!

Also ein Auftakt nach Maß, der Appetit auf mehr aufkommen läßt. Man könnte nach der Premiere feststellen: Der Kongreß tanzt zwar noch nicht, aber die Verantwortlichen südlich und nördlich der Grenze haben sich schon mal auf die Tanzfläche bewegt – Schritt für Schritt kommt man sich näher!

## MODERNE ZEITGESCHICHTSFORSCHUNG IN SCHLESWIG-HOLSTEIN

In den Grenzfriedensheften 4/1994 wurde die Rede dokumentiert, die Dr. Manfred Jessen-Klingenberg als einer der sachkundigsten Landeshistoriker im Rahmen der öffentlichen Vorstellung des Arbeitsprogrammes des Instituts für Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) am 2. September 1994 in Schleswig hielt. Die Rede setzte Maßstäbe für eine moderne Zeitgeschichtsforschung im Lande. Gemeinsam mit zwei befreundeten Geschichtsvereinigungen entschloß sich der Grenzfriedensbund daher, den Beitrag aus den Grenzfriedensheften auch als Sonderpublikation zu verbreiten.